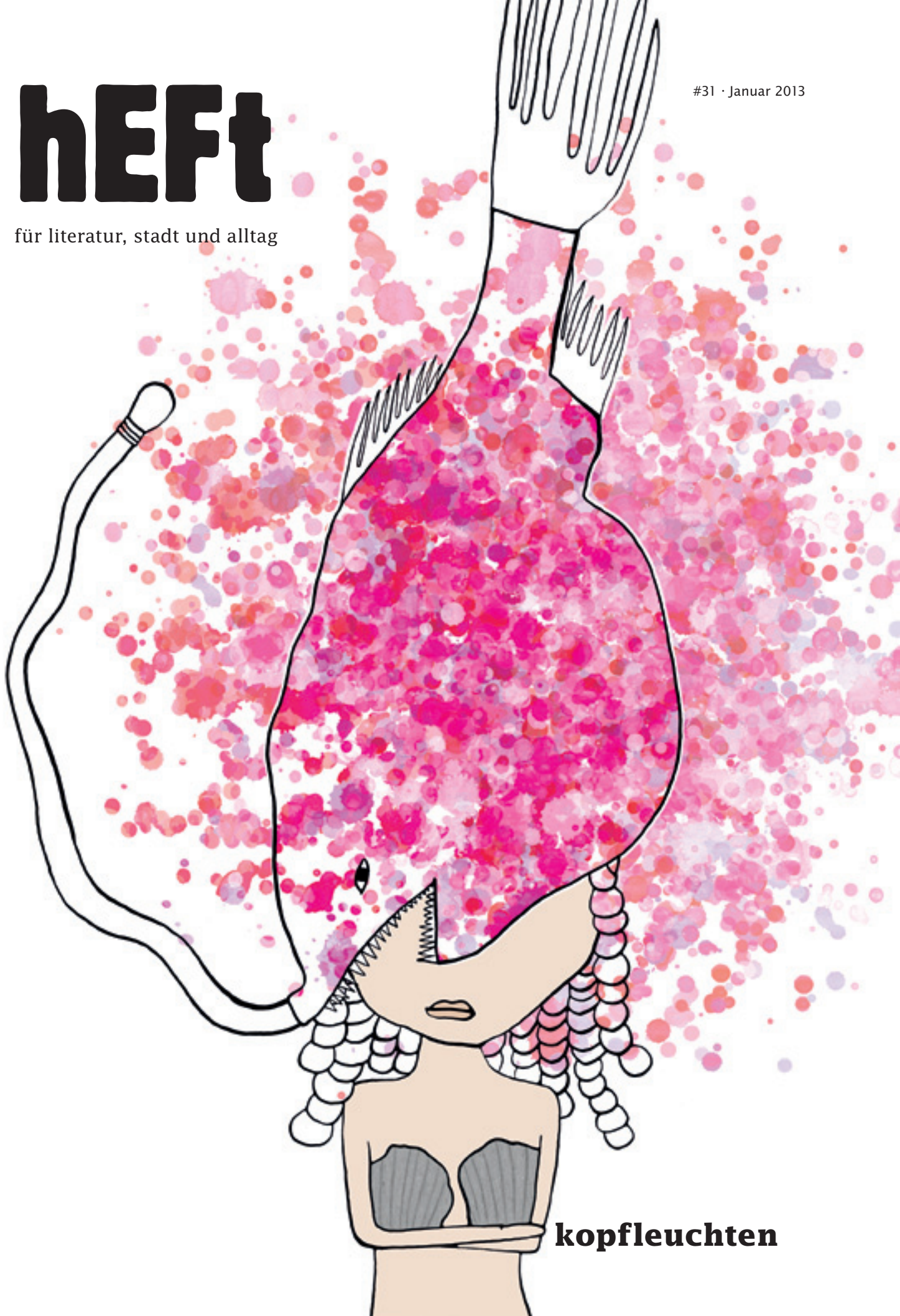


hEft

für literatur, stadt und alltag

#31 · Januar 2013

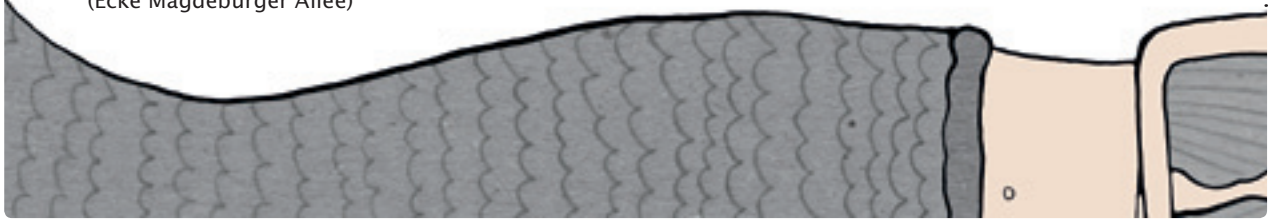


kopfleuchten

hEft in die Hand

Offene Redaktion » am 6. Februar » um 19:30 Uhr » im Weinstein Le Bar

Offenes Büro » immer mittwochs » 17 bis 19 Uhr » Alte Salinenschule, Salinenstraße 141
(Ecke Magdeburger Allee)



Anzeigen



Dein Text, deine Bühne,
deine LEA! ♥

Du schreibst und willst deinen Text lesen?
Dann schicke eine Textprobe an lea@eburg.de und
melde dich an! Auf der Bühne hast du 10 Minuten
Lesezeit.

Mi, 16.01. / 20.02. / 20.03. 2013, jeweils 20 Uhr,
Café DuckDich Engelsburg Erfurt



Grafik: Jim Avignon

» Impressum

hEft für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 31 (9. Jg.), Januar 2013 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) » Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide, Kerstin Wölke » Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Peter Lauensteiner, Paul-Ruben Mundthal » Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 5, 11, 17, 24 und 25 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 1. April; Redaktions- und Anzeigenschluß: 22. Februar.

hEft wird gefördert durch die Stadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



Liebe Leserin, lieber Leser,

es ist mal wieder soweit: Die Stadt Erfurt pfeift aus dem letzten Loch. Wie schon 2005 und 2010 gibt es im neuen Jahr eine vorläufige Haushaltsführung. Freiwillige Leistungen, vor allem im Sozial- und Kulturbereich, werden prozentual oder ganz gesperrt – bis der Haushalt vorliegt. Für kleine Vereine kann das existenzbedrohend sein. Auch die gesamte städtische Projektförderung im Kulturbereich wird wohl mit einer 100-Prozent-Sperrung belegt werden. Damit ist auch das hEft gefährdet. Ob wir die nächste Ausgabe ohne öffentliche Förderung stemmen können, ist noch nicht klar. Gerne nehmen wir also ausgefüllte Förderabos entgegen – auch wenn das zugegebenermaßen an dieser Stelle etwas paradox klingen mag (Förderabo-Coupon auf Seite 21).

Aber es gibt auch Erfreuliches zu vermelden: Zum Beispiel, daß es sich in Meiningen auch ganz gut leben läßt. Auf unserer Exkursion ins Südthüringische durften wir die Alte Stadthalterei der ehemaligen Residenzstadt besuchen – ein imposanter Fachwerkbau aus dem 17. Jahrhundert. Die Stadt hat das Haus vor zwei Jahren kurzerhand gekauft und es dem Kunsthaus Meiningen zur Nutzung und Erhaltung überlassen. Wächterhäuser können also auch ganz anders aussehen. Was Meiningen darüber hinaus zu bieten hat und welchen Einfluß die Polizei-Fachhochschule auf die städtische Kultur nimmt, kann man ab Seite 18 erfahren.

Daß »Kopfleuchten« – das Thema dieser Ausgabe – bei so vielen Besucherinnen und Besuchern Thüringer Weihnachtsmärkte auf offene Ohren stieß und direkt in der Öffentlichkeit umgesetzt wurde, ist uns nicht entgangen. Insbesondere Menschen, die sich mit blinkenden und singenden Weihnachtsbäumen auf dem Kopf durch das Gewimmel schoben, haben hier Mut bewiesen. Eine ungleich würdevollere Auseinandersetzung mit dem Thema gibt's ab Seite 30.

Bleibt uns noch, Ihnen und euch alles Gute im neuen Jahr zu wünschen – den Weltuntergang haben wir ja schon erfolgreich hinter uns gebracht.

Die Redaktion

stadt & alltag

- 04 zwischen den heften.
- 05 schöne aussicht.
- 06 wordsfleisch 4.0.
- 08 frei und unabhängig.
- 09 plenum, party, hundekacke.
- 10 grasen auf der räuberwiese.
- 11 fünf fragen an: sidonia zäunemann.
- 12 noch ein brot mit frischkäse?
- 14 hEft-reliet 2013.
- 15 redaktion empfiehlt.
- 16 talknoten.
- 17 fragmente aus der abseitsfalle.
- 18 aus der provinz: meiningen.
- 21 förderabo.
- 22 pleiten, pech und pannen?
- 24 onkologie der ökonomie.

- 26 fotostrecke.

literatur kopfleuchten

- 30 nichts ist vorbereitet.
- 32 peter p. jones – 1.
- 33 irgendwo in schweden.
- 36 ammann.
- 40 stimmengewirr.
- 42 f wie freiheit.

literatur eobanus-hessus-schreibwettbewerb

- 44 spanien.
- 48 jankovs bude.
- 51 treppengeflüster.
- 53 die tänzerin.
- 54 tintenklecksendes säkulum.
- 56 nur für uns.

- 59 autor/innenverzeichnis.

Anzeige

Erfolg ist eine Frage von Qualität

Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.

Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon 0 36 43 / 41 68 - 0 | Telefax 0 36 43 / 41 68 - 22 | info@gutenberg-weimar.de

www.gutenberg-weimar.de

Gutenberg
Druckerei GmbH Weimar

zwischen den hEFten:



28. September, hEFt-reliert »Fleisch«, Franz Mehlhose Erfurt

Ein geschmackvoller und entspannter Abend sollte es werden: der beste Club der Stadt war gut gefüllt, auch das legendäre hEFt-Lesepult war mal wieder aufgebaut. Alle Autorinnen und Autoren waren pünktlich eingetroffen, selbst der Moderator hatte sich rechtzeitig eingefunden. Das Wetter war toll, die Getränke gekühlt, die Gehacktesbrötchen geschmiert und Wechselgeld war auch reichlich vorhanden. Alles schien gut zu sein. Und das war es auch: Thomas Rost führte als Kulturfleischermeister Thomas Rost eine feine Klinge und gewohnt souverän durch den Abend. Das Publikum hörte Texte über Schmachhaftes und Ungenießbares: Claudia Paal las vom Milchreis im Topf, Uschi Schmidt vom Hunger, Jan Lindner sang seine Ode an den Broiler, Stefan Werner untersuchte die Stadionwurst und Nadine Witt (die Erfurter Stimme von Till Bender) warnte vor US-amerikanischen Klapperschlangen. Zwischendurch gab es zuweilen nicht ganz einfach zu lösende Rätsel (insbesondere als der Beamer ausfiel), in denen Kunstwerke in Wurst erkannt werden sollten – und erkannt wurden. Also ein Abend mit Sternchen. Und ein besonderer Dank an Franz Mehlhose und seine Familie!



11. bis 13. Oktober, Textil-Festival, Alte Salinenschule

Es ist Freitag, in der alten Salinenschule brennt noch Licht. Die Slammer schlürfen Backstage ihre Gemüsesuppe und lassen sich gegenseitig nicht die Wurst vom Brot nehmen. Alles hätte so ruhig und friedlich sein können. Doch irgendwo zwischen Workshops und Bühne blieb auch dieses Jahr die Wortwaschmaschine im Schleudergang stecken. Inspirierende Kurzschlüsse strickten zwischenmenschliche Beziehungen und kreative Blasen wurden irgendwo im Schaum geboren. Ob Baumwolle oder Acryl, jeder hatte etwas zu sagen und so mancher Mund redete sich fusselig, um nicht zugenäht zu werden. In solcher Atmosphäre steigt auch bei routinierten Poetry-Slammern das Adrenalin schwindelerregend. Noch auf dem Nachhauseweg waren die Gemüter so erhitzt, daß eine rasante Tempo-30-Fahrt über den Stadtring einen Kollateralschaden am Auto zur Folge hatte. Auch wenn sich dieser spektakuläre Stunt nur schwer wiederholen läßt, Vorfreude auf das nächste Textil-Festival ist ausreichend vorhanden.



14. November, hEFt-Webseite

Es ist zum Verrücktwerden. Schon wieder wurde unsere Webseite attackiert und zum Absturz gebracht – und das bereits zum dritten Mal in diesem Jahr. Nach vier Jahren schon ist das System so anfällig, daß es komplett neu aufgesetzt werden muß. Und das wird in den nächsten Wochen geschehen. Bis dahin ist die alte Webseite nun auch wieder erreichbar – allerdings nur, solange man uns verschont mit dem Gehacke. Das ist besonders ärgerlich, da die Seite von vielen zum Herunterladen der bisher erschienenen hEFte genutzt wird. Interessant ist, welche Ausgaben bisher am häufigsten angeklickt wurden. Die Hitliste der beliebtesten hEFte aller Zeiten wird mit großem Vorsprung vom April-hEFt 2010 (»Zeit für Übergangsjacken«) mit 3.545 Hits angeführt (Stand 10.12.2012). Danach folgen das April-hEFt 2009 (»Du & ich auf dem Markt«) mit 3.023 Hits sowie das Juli-hEFt 2010 (»Zeit für Liebestöter«) mit 2.981 Hits. Das mußte nun auch mal gesagt werden.

Verbrecher gesucht

10.12.2014: Kurz vor Redaktionsschluß erreichte uns aus Sachsen-Anhalt ein besonderer Hilferuf: Die Justizvollzugsanstalt Burg (JVA Burg) sucht dringend Straftäter. Hintergrund: Seit die JVA im Jahre 2012 vom damaligen Betreiber Bilfinger Berger über einen luxemburgischen Fonds an die Börse gebracht wurde, bleiben die Gewinne weit hinter den Erwartungen der Anleger zurück. Grund ist vor allem die mangelnde Auslastung, wie uns Eugen Schröpfer, Sprecher der Anleger, versichert. In der sachsen-anhaltinischen Kleinstadt wurde bereits einiges versucht, um die Zellen der JVA entsprechend der Renditeerwartungen der Anleger zu füllen. So wird beispielsweise seit November dieses Jahres die Straßenbeleuchtung zwischen 22 und 6

Uhr abgeschaltet. Dies zeitigte bisher allerdings nicht den gewünschten Effekt. Zwar stieg die Kriminalitätsrate spürbar, gleichzeitig aber sank die Zahl der Aufklärungen aufgrund der verschlechterten Sichtverhältnisse. Inzwischen steht eine Schließung bzw. eine Verlagerung der JVA ins ukrainische Korosten im Raum. Aus diesem Grund hat sich nun auch eine Bürgerinitiative (BI) in Burg gegründet. Dort hat man schlichtweg Angst vor dem Verlust der Arbeitsplätze. Die Bürgerinitiative ist Initiator des Hilferufs. Außerdem bestünde, so BI-Sprecher August Zahlmann, auch die Möglichkeit, sich zur Selbstanzeige zu bringen, ohne tatsächlich eine Straftat begangen zu haben. Dafür hat die BI eine Broschüre herausgegeben. Sie enthält einen detaillierten

Leitfaden, der erklärt, wie man ein Verbrechen perfekt vortäuscht. Die Selbstanzeiger sollten – mit Rücksicht auf die Anleger – allerdings ein gewisses Aggressionspotential mitbringen. Denn auch während der Unterbringung in der JVA gilt: Jedes zertrümmerte Waschbecken und jedes gebrochene Nasenbein läßt die Kassen klingeln. Rege Beteiligung am Aufruf erhoffen sich BI als auch Anleger nicht nur in sozial benachteiligten Schichten. Angesichts rapide steigender Mieten würde Wohnraum ohnehin auch für die »breite Mittelschicht« bald zum Luxusgut. Die Unterbringung in einer Haftanstalt wäre somit eine verlockende Perspektive. Oder eben eine klassische Win-Win-Situation, wie Schröpfer augenzwinkernd zugibt. (ap)

Kampf der Giganten

15.09.2013: Einen Paukenschlag gab es gestern im Deutschen Bundestag: Die Gesetzesvorlage zum sog. Leistungsschutzrecht für Presseverlage wurde vom Parlament überraschend abgelehnt. In seiner gestrigen Sitzung fand die Vorlage, die als Ergänzung für das Urheberrechtsgesetz vorgesehen war, keine Mehrheit. Nur 23 von 356 stimmberechtigten Mitgliedern votierten für den Entwurf. Schon kurz nach Verkündung des Ergebnisses entlud sich in der bundesdeutschen Presselandschaft ein Sturm der Entrüstung. Die Presseverlegerlobby rund um die Verlage Springer und Burda, die sich kurz vor der Erfüllung ihrer Träume wähnten, veröffentlichte im Minutentakt auf ihren Internetseiten wüste antiparlamentarische Kommentare, einige stellten sogar

die Demokratie als Ganzes in Frage. Die Gesetzesvorlage sah vor, zukünftig eine Vergütungspflicht für die Auflistung kurzer Anrisse von Presseartikeln in Suchmaschinen oder News-Aggregatoren einzuführen. Danach hätten Google und Co für die kommentierte Verlinkung zu Zeitungswebseiten, die als Treffer bei der Suchanfrage gefunden worden wären, an die Verlage Abgaben bezahlen müssen. Google reagierte schon vor einem Jahr auf diese Entwicklungen mit seiner Kampagne »Verteidige dein Netz«, in der alle Nutzer zum Widerstand gegen das Gesetz aufgerufen wurden. Der Internet-Riese verdient sein Geld – 2012 immerhin 9,7 Mrd. US-Dollar Gewinn – hauptsächlich mit Werbeeinnahmen aus verkauften Link-Anzeigen. Daß der Entrüstungsturm

der Presseverleger gestern bei den Internet-Nutzern dann doch nur als ein laues Lüftchen ankam, haben diese der Kreativität des Google-Konzerns zu verdanken: Google blockierte nämlich zwischen 6 und 22 Uhr kurzerhand alle Suchergebnisse, die auf deutschsprachige Presseartikel und auf Internetseiten von Verlagen und Zeitungen verwiesen. Die Zugriffszahlen auf deren Webseiten brachen innerhalb von nur wenigen Minuten radikal ein. So wurde ein Online-Kommentar vom stellvertretenden »Welt«-Chefredakteur Dr. Ulf Porsche unter dem Titel »Ich und Google« bis 22 Uhr ganze 27 Mal angeklickt. In der Redaktion des Springer-Blattes wurde gestern sogar kolportiert, daß dabei mindestens 23 Klicks von Porsche selbst kamen. (tp)

wordsfleisch 4.0.

»Props an die Leute vom Domizil«, sagt Zone mit gefühlt drei Ausrufezeichen. Vor etwa zwei Jahren wurde dort das Open Mic ins Leben gerufen, eine Jam Session, die Hip-Hop-Künstlern eine Bühne gibt

Ich rede mit Dissy, Mundraub, Dekzter und Zone, die zusammen Wordsfleisch 4.0 bilden. Sie stehen mit auf den Brettern, wenn das Domizil jeden ersten Donnerstag im Monat zum Freestyle Battle ruft. Wirklich voll sei es nie, trotzdem gebe es jedes Mal neuen Zuwachs, auch am Mikrofon. Zu Beginn fanden nur wenige Leute den Weg zu den Open Mics, inzwischen sind die Besucherzahlen angestiegen.

»Von 2004 bis 2010 waren es die Jam Sessions im Centrum, die der Szene einen Raum gaben, hier entstanden die meisten Zusammenarbeiten«, so Mundraub. Er redet auch von der Crazy Corner, in der Clue-so und die 13 Krieger noch Hip-Hop gemacht haben, und dem Stadtgeflüster-Festival, welches die Szene präsentiert. Nun ist das Domizil Schauplatz für Rapper aus der Umgebung geworden. Frauen standen dort noch nie im Rampenlicht. Ähnlich der weltweiten Verhältnisse, des Mangels an Östrogen als akzeptiertes Stigma der Szene, hält sich die holde Weiblichkeit auch hier in Sachen Hip-Hop zurück. Und das trotz bester Voraussetzungen. »Das Domizil stellt kostenfrei Proberäume zur Verfügung und setzt neue Ideen bereitwillig um«, huldigen meine vier Interviewpartner.

Ihre ersten Auftritte hatten sie im Crazy Corner und dem Unikum. Die Frage nach direkten Vorbildern verneinen die Rapper von Wordsfleisch 4.0. Die gäbe es nicht wirklich, viel eher reden sie von Künstlern, die sie inspiriert hätten und von den Anfängen des Hip-Hop, die sie nicht miterleben durften, doch nach wie vor großen Einfluß auf sie ausübten. Da fallen Namen wie Wu-Tang Clan, Beastie Boys und der ganze »Ami-Shit«, sowie Boot Camp, dessen Platten als erstes in den hauseigenen Regalen standen. Schwesta Ewa, die rappende Ex-Prostituierte aus Frankfurt wird von Dissy noch ergänzt.

Wordsfleisch 4.0 nehmen ihre Musik in Erfurt auf. Zone und Mundraub, zusammen mit Rhimefanatika, haben sich ein Studio im Norden aufgebaut. Ihre eigenen Werke im großen Stil zu verkaufen, das betrachten sie kritisch. Für Zone kommt es nicht infrage, sich von Labels sagen zu lassen, was er zu schreiben hat, dafür sei die Musik nicht massentauglich genug und auch gar nicht ausgelegt. Die Zeiten seien vorbei, bestätigt Dekzter. Es würde ihm schon genügen, wenn er mit Hip-Hop seinen Lebensunterhalt verdienen

könne. »Wie, als würdest du wissen wollen, ob es jemand anstrebte, sein Hobby zum Beruf zu machen«, kommentiert er meine Frage. Und man schaue sich Morlockk Dilemma an, auch der 31-jährige Leipziger, der bei einem Berliner Independent-Label unter Vertrag steht, sei erfolgreich und bekannt, doch müsse er nebenbei immer noch arbeiten. Der Wunsch danach sei vollkommen logisch, nur sei es hier nicht möglich, redet Zone weiter, Hip-Hop werde zu wenig gepusht, man könne die Szene hier unmöglich mit der in den USA vergleichen.

Dadurch, daß die Szene in Erfurt nur klein ist, müsse man sich um Auftritte selbst kümmern. Dissy und Dekzter können auf eine Performance als Vorgruppe für Dead Prez (»It's bigger than hip hop, hip hop, hip hop, hip hop, hip hop«) zurückschauen, Zone hat bereits mit 15 Jahren, als er noch im Keller gefreestylt hat, davon geträumt, einmal vor über 200 Menschen aufzutreten. Und er hat seinen Traum erfüllt. Auch in Mainz, Halle, Gotha und anderen Städten haben die Künstler von Wordsfleisch 4.0 ihr Talent unter Beweis gestellt. Das Open Mic im Domizil, das Rappern eine offene Bühne bietet, ist eine der wenigen Plattformen, die Erfurt selbst bereithält.

In Großstädten finden Zone, Dekzter, Mundraub und Dissy Anregungen, über einen Umzug in eine solche haben sie noch nicht nachgedacht. Bessere Erfolgschancen vermuten sie dort nicht. »Es kommt vielmehr auf Talent, Authentizität und Credibility an«, wirft Dekz in den Raum. »Du kannst hochkommen, wenn du etwas komplett Neues schaffst und dich traust, Risiken einzugehen. Viele erfolgreiche Künstler kommen aus Kaffern«, sagt Zone, doch Leipzig mit seinen Tags überall sei für ihn Hip-Hop pur.

Um ihre Werke der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, nutzen die vier Rapper vorrangig das Internet. Vor allem Soundcloud und Facebook, das nach Meinung der vier Rapper am effektivsten ist, um neue Leute auf sich aufmerksam zu machen. Dissy hat erst kürzlich ein Video auf 16bars veröffentlicht, einer großen deutschen Onlineplattform, die sich ausschließlich mit Hip-Hop beschäftigt.

Dem Thema »Erfurt und Hip-Hop« stehen sie skeptisch gegenüber. Zone sieht das Problem auch darin, daß die Szene aus zu vielen Kids besteht und zu 90

Prozent aus Konsumenten. »Der Nachwuchs muß kreativer werden«, bekräftigt er, »zu viele laden ihre Beats einfach runter, statt sie noch selbst zu machen«. Doch gerade entwickle sich ein neuer Stil. Von »nachdenklich, freakigem Oldschool« wird mir da erzählt. Doch das sei immer »Geschmackssache«.

Ich habe erfahren, daß sich mit Hip-Hop kein Geld verdienen läßt. Zumindest nicht hier. Ich habe erfahren, daß es die Leidenschaft ist, die treibt. Und daß man einen langen Atem braucht, um die Menschen draußen zu erreichen. Doch wie kommt man denn als Rapper bei den Frauen an? Zone antwortet, es sei weniger die Tatsache, daß man Hip-Hop macht, viel eher redet er von der Wortgewandtheit, die man als solcher Künstler von Haus aus mitbringen muß. »Einer Frau wird bei uns nicht langweilig. So einfach ist das.«

Maria Hutmacher

» **Die Open Mics finden immer im Domizil am ersten Donnerstag im Monat statt. Das nächste Mal am 3. Januar um 20 Uhr.**
» **www.facebook.com/jugendhausdomizil**



// vergessene texte

Es ist Dienstag. Dienstags gibt es Rouladen, Kartoffelbrei und Rosenkohl. Es gibt noch immer Rouladen, drei nun, Rosenkohl und Brei. Ganz selbstverständlich: drei. Mutter teilt den Brei aus, mit der großen Lochkelle. Aus dem Topf über den Teller, die Kelle rast herunter, hält ruckartig an, der Brei springt auf den Teller, alles wie gehabt. Marie möchte Nachschlag, alles wie gehabt. Mutter gibt keinen Nachschlag, nie gibt sie Nachschlag, lieber schmeiße ich es weg, sagt sie, wenn du noch fetter wirst, Marie, bekommst du nie einen Mann.

// aus

Soweit kein ungewohntes Wort
von Finn-Ole Heinrich
hEFt #13, Juli 2008

// weiterlesen

www.heft-online.de

frei und unabhängig.

»Frei und unabhängig – Unabhängige Medienarbeit zwischen Ideal und Zwang« hieß das Thema einer Podiumsdiskussion, die am 20. November bei Radio F.R.E.I. stattfand. Anlaß war der Besuch des »Missy Magazines« aus Berlin, einer feministischen Zeitschrift für Popkultur, Politik und Style. Die wichtigsten Positionen möchten wir an dieser Stelle noch einmal Revue passieren lassen

Der Name »Missy Magazine« scheint zu ziehen. Nachdem es am Nachmittag zum Thema »Frauen off air – Wo bleiben die Frauen in den freien Radios?« schon einen mehrstündigen Workshop gegeben hat, ist nun die F.R.E.I.-Fläche von Radio F.R.E.I. gut gefüllt. Die Zusammensetzung des Publikums widerlegt, daß das Thema Feminismus nur Frauen interessiert, denn es sind wenigstens 40 Prozent Männer im Raum. Doch ganz so feministisch wird es dann ja auch gar nicht.

Den Abend beginnen Chris Köver, Katrin Gottschalk und Daniela Burger. Sie gehören zum festen Stamm des »Missy Magazines« und stellen die Zeitschrift vor. Ihr Grundanliegen artikulieren sie an Anlehnung an Judith Butler als Wunsch, einer breiteren Öffentlichkeit zu verdeutlichen, daß Geschlecht keine biologische Gegebenheit ist und daß, selbst wenn man sich mit einem oder seinem Geschlecht arrangiert hat, es immer mehrere Wege abseits eines wie auch immer propagierten Mainstreams und abseits von gängigen Stereotypen gibt, damit umzugehen und es nach außen zu »performen«, wie sie es nennen. Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Abkehr vom Konsum hin zu einer Motivierung der LeserInnen, alternative Weg zu verfolgen Ziele zu erreichen und damit quasi selbst aktiv zu werden.

Im Anschluß daran und nach einer kurzen Pause kommt es dann zur Podiumsdiskussion. Moderiert wird diese von Anne-Sophie Balzer, Studentin an der Universität Erfurt, Redaktionsmitglied von »echaufier« und ehemaliges Redaktionsmitglied vom »Missy Magazine«. Die weiteren Teilnehmenden an der Diskussion setzten sich zusammen aus den bereits bekannten Redakteurinnen des »Missy Magazines«, sowie Katja Röckel, besser bekannt als Mrs. Pepstein von Radio Blau aus Leipzig, Alexander Platz, Redaktionsmitglied des hEFt, und Frank Lipschik von Radio F.R.E.I. Es geht um die Möglichkeiten, kommerziell und/oder selbstbestimmt in der Gegenöffentlichkeit zu arbeiten. In diesem Punkt ist man sich schnell einig, daß der Aufwand, daß das Engagement und die

Entlohnung in einem klaren Mißverhältnis zueinander stehen. Der Wunsch, das Hobby zum Beruf zu machen, ist zwar nicht der verwerflichste, eher im Gegenteil, aber auf dieser Basis ist er illusorisch und am Ende zahlt man eigentlich immer drauf. Ein Grundeinkommen, das ehrenamtliche Arbeit ermöglicht, ohne daß man am Hungertuch nagen muß, wäre eine verlockende Alternative, ist allerdings unter dem derzeitigen kapitalistisch orientierten System, in dem wir leben, kaum denkbar. Ohnehin ist die leidige Frage nach dem Geld nicht nur eine, die formell immer wieder bedrohlich im Raum schwebt, sondern auch eine, die sich inhaltlich auswirkt auf das jeweilige Medium, sei es nun ein freies Radio oder eine unabhängige Zeitschrift, denn die Zeit, die man dafür aufwendet, die Finanzierung solcher Projekte abzusichern, fehlt am Ende immer bei der inhaltlichen Arbeit.

Dennoch: Es muß wohl oder übel getan werden. Welche Finanzierungsmethoden gibt es also? Crowdfunding? – Hier sind die Meinungen gespalten. Chris Köver hält das Crowdfunding für »ein interessantes neues Modell«, mit dem das »Missy Magazine« teilweise auch schon liebäugelt. Alexander Platz hingegen bezeichnet Crowdfunding als »gesellschaftlichen Rückschritt in Richtung Almosenwesen« und meint, daß Kultur prinzipiell eine gesellschaftliche Aufgabe ist. Überall zu betteln und immer danach beurteilt zu werden, ob alles, was man macht, auch einen finanziellen Gewinn mit sich bringt, hält er für unsinnig. Köver wendet ein, daß das auch davon abhängig sei, wie man diesen Vorgang auffaßt. Man kann es als »betteln« sehen, man kann sich aber auch von Anfang an damit arrangieren und es als notwendigen Teil des Prozesses der Verwirklichung seines Projektes sehen und begreifen.

Anne-Sophie Balzer stellt am Ende selbstironisch fest, daß der Konflikt »zwischen Ideal und Zwang« in dieser Podiumsdiskussion nicht gelöst werden konnte. Ob sich die Arbeit denn trotzdem für die anwesenden Diskutanten auf der ideellen Ebene lohnt? Man bejaht zögerlich. »Gut für's Karma«, sagt Katja Röckel.

plenum, party, hundekacke.

Moment, da war mal was. Da gab es was. Da fehlt jetzt was. Richtig, im April 2009 wurde das Besetzte Haus auf dem ehemaligen Topf&Söhne-Gelände in Erfurt geräumt. Im Herbst 2012 erschien nun mit »Topf & Söhne – Besetzung auf einem Täterort« eine Broschüre über die Geschichte der Besetzung

»Wir, eine Gruppe politisch engagierter Menschen aus Erfurt, haben heute, am 12. April, um 9:00 Uhr das ehemalige Firmengelände des Nazi-Betriebs Topf & Söhne besetzt«. So begann die Pressemitteilung, mit der sich die Besetzer/innen 2001 an die Öffentlichkeit wandten. So beginnt das Vorwort der Broschüre, die sich mit der achtjährigen Geschichte der Besetzung beschäftigt.

Als Herausgeber fungieren Karl Meyerbeer und Pascal Späth, stellvertretend, wie es heißt, für eine Gruppe von Herausgeber/innen. Und das wird bereits beim ersten Durchblättern deutlich: Das, was gerne unter dem Begriff »die Besetzer/innen« subsumiert wird und wurde, war und ist alles andere als eine homogene Ansammlung von Menschen. Im Besetzen Haus trafen sich, lebten, liebten, stritten und arbeiteten Menschen mit den unterschiedlichsten Interessen: Jugendliche, die zu Hause rausgeflogen waren, Menschen, die Partys, Konzerte oder Filmabende veranstalten wollten, politisch Engagierte. Sie kamen nicht nur aus Erfurt oder Thüringen, sondern aus allen Teilen der Bundesrepublik und darüber hinaus. Manche blieben ein paar Tage, manche ein paar Wochen oder Monate, manche über Jahre.

Dokumentiert sind in der Broschüre zum einen verschiedene Aspekte des Alltags eines selbstverwalteten Projektes zwischen Plenum, Party und Hundekacke, zum anderen aber auch wichtige theoretische Diskurse, die geführt wurden, beispielsweise über die Definition des »linken Freiraums«, oder Antisemitismus innerhalb der Linken.

Gleich ein ganzes Kapitel ist der Geschichte des Topf&Söhne-Geländes gewidmet. Die Geschichtsarbeit spielte von Anfang an eine wichtige Rolle. Bereits vor der eigentlichen Besetzung wurde von den Beteiligten kontrovers diskutiert, ob ein Ort mit dieser Vergangenheit überhaupt geeignet sei. Schließlich sollten hier nicht nur inhaltliche Veranstaltungen, sondern auch Konzerte und Partys stattfinden und Menschen wohnen. Man entschied sich, wie wir wissen, schließlich für eine Besetzung, verbunden mit der Eigenverpflichtung, die Auseinandersetzung mit der Geschichte des Geländes nicht nur zu suchen, sondern voranzutreiben, auch und gerade in der Öffentlichkeit. Und daß heute fast jede/r Erfurter/in weiß, was in den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts auf dem Gelände geplant und produziert wurde, ist unter anderem dem unermüdlichen Engagement der Besetzer/innen zu verdanken.

Die Geschichtsarbeit beschränkte sich aber nicht nur auf die Vergangenheit. Das war sicher einer der wesentlichen Punkte, worin sich die Besetzer/innen von anderen Akteur/innen unterschieden, die sich um die geschichtliche Aufarbeitung des Geländes nicht weniger verdient gemacht haben. Für die Besetzer/innen hörte die Vergangenheitsbewältigung 1945 nicht auf. Sie war ohne

eine radikale Kritik der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse, eingeschlossen deren rassistische, diskriminierende und antisemitische Phänomene, nicht vorstellbar.

Bedrückend und teilweise erschreckend sind die Beiträge über die letzten Wochen der Besetzung und der anschließenden gewaltsamen Räumung durch die Polizei. Spürbar wird noch einmal die Stimmung, das Gemisch aus Wut, Trauer und Ohnmacht, das zu jener Zeit für all diejenigen über der Stadt lag, die sich dem Projekt auf irgendeine Weise verbunden fühlten oder auch einfach nur mit ihm sympathisierten. Trotz des traurigen Endes gibt es aber auch immer wieder Grund zum Schmunzeln. Angefangen bei den Berichten über die legendären Partys, der einen oder anderen persönlichen Erfahrung bis hin zu einem sehr unterhaltsamen Text vom »§129a-Team« zur nicht weniger legendären Entführung von »Bernd das Brot« im Januar 2009.

Am Ende legt man das Buch mit sehr viel Wehmut aus der Hand. Wehmut darüber, daß dieses Projekt nicht mehr existiert. Und Wehmut darüber, was dieser Stadt damit verloren ging.

Alexander Platz



Karl Meyerbeer, Pascal Späth (Hrsg.):
Topf & Söhne – Besetzung auf einem Täterort
Verlag Graswurzelrevolution Heidelberg // 12,90 Euro

grasen auf der räuberwiese.

Ob Kunstrasen, Stube, Räuberwiese oder Klanggerüst – Erfurts freier Kulturszene nähert man sich am sich besten, indem man die Veranstaltungen besucht. Daß es auch anders geht, beweist Olivia Schamberger. Sie hat ein Buch darüber geschrieben, das gerade im Erfurter Eobanus Verlag erschienen ist. Darin fragt sie junge Kulturschaffende, was sie motiviert, was sie vermissen und was sie sich wünschen

Was ist eigentlich die »Szene«? An dieser an sich unverfänglichen Frage droht man zuweilen schon zu scheitern. Man weiß es schon, irgendwie. Aber wenn man länger darüber nachdenkt, wird es kompliziert: Da kommt einem die Kunstszene, die Punk- oder die Hip-Hop-Szene in den Sinn, manchmal auch die Theaterszene – aber das ist schon wieder etwas ganz anderes.

Olivia Schamberger geht da systematischer an die Sache heran, schließlich ist ihr Buch als Diplomarbeit im Studiengang Soziale Arbeit an der hiesigen Fachhochschule verfaßt worden. Sie widmet sich der »freien alternativen Jugendkulturszene« in Erfurt – ein doch recht heterogenes Feld von jungen Kulturschaffenden und Kulturinteressierten, das sich nicht unbedingt in Vereinen organisiert, das spontan Projekte auf die Beine stellt, eher subversiv agiert und politisch meist linksalternativ orientiert ist. Die zentralen, erkenntnisleitenden Fragen der Arbeit sind: »Welche Wünsche existieren hinsichtlich der Entwicklung der freien alternativen Erfurter Jugendkulturszene und welche Umstände befördern, welche Hürden behindern ihre Erfüllung?« sowie »Welche Anforderungen ergeben sich daraus für die Stadt, die Szene und die Soziale Arbeit?«

Nach einer kurzen theoretischen und szenekundigen Hinführung werden diese Fragen anhand von qualitativen Interviews mit acht kulturellen Akteuren bearbeitet. Die Befragten sind bzw. waren unter anderem beim Klanggerüst e. V., Plattform e. V., Radio F.R.E.I., Besetzten Haus, filler, Kunstrasen- und Teenitus-Festival aktiv.

Als Ergebnis zeigt sich ein sehr ausdifferenziertes Bild der Jugendkulturszene in der Stadt, was nicht überrascht. Trotzdem werden von der Autorin einige Punkte herausgearbeitet, die als verallgemeinerungsfähig gelten können. Zunächst wird das kreative Potential von Jugendlichen und jungen Erwachsenen als sehr hoch eingeschätzt – allerdings bedürfe es konzeptioneller Unterstützung und kurzfristiger (finanzieller) Unterstützungsmöglichkeiten, um spontane Projekte zu realisieren. Zwar sind hier schon Ansätze vorhanden, wie etwa der Jugendfonds beim Plattform e. V., ein

Ausbau sei hier jedoch wünschenswert. Auch die bestehende Basis der städtischen Kulturförderung müsse ausgebaut und Förderentscheidungen sachlich begründet werden.

Als dominant wird auch das Fehlen von geeigneten Räumlichkeiten für alternative Kultur in der Stadt angesehen – insbesondere nach der Räumung des Besetzten Hauses 2009. Überhaupt wird an vielen Stellen des Buches deutlich, welche Lücke die Räumung hinterlassen hat: »Welche Erinnerungen verknüpfst Du mit dem Besetzten Haus?« Antwort: »Meine Jugend.«

Räume für alternative Kunst und Kultur sind aber nach Ansicht der Interviewten nicht nur eine Frage der eigenen Bedürfnisse, sie sind auch ein Aspekt, der die Stadt attraktiv macht, der Lebensqualität für junge Menschen vermittelt und sie hier hält oder sie hierher ziehen läßt. Daß hier in der Stadtverwaltung ein Umdenken eingesetzt hat, wird von den Akteuren durchaus wahrgenommen und wertgeschätzt. Insbesondere die 2010 geschaffene Stelle des Kulturlotsen als Vermittlungsinstanz zwischen freier Szene und Stadt wird als sehr hilfreich angesehen.

Sicher, die aufgeführten Punkte wurden in den letzten Jahren schon öfter diskutiert. Trotzdem sind sie wichtig und mit dem Buch werden sie nochmals dokumentiert. Schade jedoch, daß einige Aussagen nicht mehr ganz den aktuellen Stand wiedergeben, etwa in den Passagen zum Kulturlotsen oder zum Kulturkonzept. Hier wäre eine Aktualisierung sinnvoll gewesen. Trotzdem verschafft uns die Autorin mit ihrem Buch einen interessanten Einblick in die junge Kunst- und Kulturszene der Stadt.

Thomas Putz

Olivia Schamberger:

Wir wachsen alle. Eine soziologische Stadtbild-Skizze der freien Jugendkulturszene Erfurts

**Eobanus Verlag Erfurt
9,90 Euro**

fünf fragen an:

Sidonia Hedwig Zäunemann (*1711 in Erfurt; †1740 in Plaua)



Frau Zäunemann, nach Amalia Pachelbel sind Sie bereits die zweite Frau, die wir in diesem Jahr in dieser Rubrik vorstellen. Wie finden Sie das? Hurra! Großartig! Phantastisch! Im Ernst: Ist das nicht erbärmlich, daß Sie 200 Jahre nach

der Großen Französischen Revolution einen solchen Umstand immer noch besonders betonen müssen? Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, wenn ich erbärmlich sage, dann meine ich weniger Sie persönlich, auch nicht Ihr reizendes, kleines Magazin. Ich sehe ja, wie viel Zeit und Liebe Sie da hinein stecken. In erster Linie meine ich Ihre Epoche. Sie sollten doch eigentlich längst ganz andere Dinge bejubeln können und dürfen. Erwarten Sie also bitte nicht, daß ich Ihnen Beifall klatsche oder Ihnen zur Erfüllung der Frauenquote gratuliere.

Sie halten nichts von der Frauenquote? Wenn ich ehrlich sein darf, nein, ich halte nicht viel davon. Es ist Augenwischerei, Brot und Spiele oder Opium des Volkes, je nachdem, welchem Philosophen Sie sich verpflichtet fühlen. Ich weiß, damit mache ich meine mir keine Freundinnen und erst recht keine Freunde. Aber meinen Sie nicht, es sollte längst eine Selbstverständlichkeit sein? Meinen Sie ernsthaft, es ist irgendetwas gewonnen, wenn sich eine Frau als Mann verkleiden darf? Mir ging es zu meiner Zeit schon nicht anders und ich habe mich dieses und ähnlicher Tricks bedienen müssen. Nur, daß ich mich dabei nicht auf ein Gesetz berufen konnte. Wenn Sie das als gesellschaftlichen Fortschritt bezeichnen wollen, bitte. Mir persönlich

jedoch ist das vollkommen egal, wer oder was mich daran hindert, zu meiner Schwester nach Ilmenau zu reiten, wann und wie es mir beliebt.

Ich weiß, worauf Sie anspielen. Allerdings ist es heutzutage durchaus akzeptiert und üblich, daß Frauen alleine reisen. Mehr noch: Sie sind Professorinnen, Musikerinnen, Ärztinnen und Schichtarbeiterinnen. Sehen Sie, zumindest in diesem Punkt, nicht doch eine positive Entwicklung? Da gebe ich Ihnen recht, ein gewisser Fortschritt ist nicht völlig von der Hand zu weisen. Wobei das noch die Frage ist, ob das wirklich so eine Freude ist, in den Verwertungsprozeß eingegliedert zu werden. Ich habe da meine Zweifel. Und in diesem Lichte erscheint mir das Ergebnis aus den letzten zweihundert Jahren gesellschaftlicher Entwicklung sogar noch dürrtiger. Das Traurige ist doch, wir führen hier ein sehr angenehmes Gespräch, darüber besteht kein Zweifel. Aber als nächstes wird mir einer Ihrer Kollegen dann doch wieder eine Frage über Mode, meine Steckfrisur oder die letzte Diät stellen. Oder sie wollen mich ganz und gar nur auf den Arm nehmen ...

Wäre das so schlimm? Nein, keineswegs, vorausgesetzt, ich kann mir den Arm aussuchen! Kommt also ganz darauf an. Oder, wenn Sie so wollen:

Du schwärmest wie eine Schweiß-Fliege hienieden,
Läßt weder die Rosen noch Pappeln mit Frieden,
Und suchest mit Summen bald hier und bald dort
Ein Plätzgen zur Ruhe, und fliegest bald fort.

Wie schön! Rilke? Knapp daneben. Zäunemann!

ELEGANTE

Rein oder raus?

© ULF SALZMANN



www.flausen.net

noch ein brot mit frischkäse?

Der Autor und Moderator Roger Willemsen gilt als Vorzeige-Intellektueller, der gern mit diesem Image spielt und falls nötig – wie kürzlich in einer Folge von »Pastewka« – dieses auch persifliert. In seinem aktuellen Buch »Momentum« beschreibt Willemsen die besonderen Augenblicke des Lebens fernab von Geburt, Hochzeit oder Tod. Nachdem Willemsen in den letzten 20 Jahren mit Jassir Arafat, Margaret Thatcher und Madonna gesprochen hat, wurde es – im Rahmen der Erfurter Herbstlese – endlich Zeit für ein Gespräch mit dem hEFt

Herr Willemsen, worum genau geht es in »Momentum«? In »Momentum« geht es um den glücklichen Augenblick, also um den Moment, den wir unvergeßlich finden in unserem Leben. Und ich versuche, ein Leben zusammenzusetzen nur aus solchen Augenblicken.

Welche Augenblicke sind das? Augenblicke, die meistens nichts mit den bürokratischen Daten im Leben zu tun haben. Jeder wird sich zwar an seine Hochzeit erinnern oder das Abitur, aber gefühlt hat man diese Momente meist nicht. Gefühlt hat man vielleicht den dritten Kuß oder einen Satz, der vorbeiflog, als man über die Straße ging. So etwas darf man nicht versäumen, man muß das Leben verdichten. Ich muß also

alles in den Augenblick holen und sagen: Jetzt. Hier. Und indem ich das tue, habe ich wenigstens das Gefühl, wenn ich das Leben nicht verlängern kann, verdichte ich es doch.

Bemerkt man denn diese besonderen Augenblicke schon währenddessen oder erst später? Gute Frage. Manchmal merkt man es sofort, dann ist die Konstellation so, daß etwas Pathetisches passiert und es gebrochen wird durch einen völlig profanen Satz. Man sieht ein Paar liebevoll durch ein Hotel-Foyer kommen, der Mann ist ein Inder, die Frau eine Blondine, und der Inder sagt: »My interests are very easy to understand.« Und dann ahnt man, was das für eine Geschichte sein



Foto: Holger John/Viadata. Mit freundlicher Genehmigung des Erfurter Herbstlese e.V.

könnte. Es gibt aber auch Momente, in denen man erst hinterher merkt, daß dies jetzt einer der Augenblicke war, der mich gewählt hat. Irgendetwas ist an diesem Tag unvergeßlich geblieben.

Wann hatten sie zuletzt so einen einprägsamen Augenblick? Ich hatte so einen Ansatz eines Moments, so einen tumultartigen Augenblick im Regionalzug nach Erfurt, der so voll war, daß alle Abteile überschwemmt wurden von Kindern und essenden Müttern. Und die Mutter neben mir sagt zu ihrem randalierenden Kind im Abstand von etwa 20 Sekunden: »Willst du noch ein Brot mit Frischkäse?« Und die sagte das so oft, bis der Junge Amok lief. Das war jetzt kein klassisches Momentum. Aber der Junge fing dann an, mit allem zu klappern, was im Wagen war, und die Mutter fragte wie in einem Rap immer wieder: »Willst du noch ein Brot mit Frischkäse?«

Sie haben in ihrem Leben zahlreiche Interviews geführt. Das sind ja immer ein wenig künstliche Situationen, wie auch jetzt bei uns. Hatten Sie dennoch während dieser Gespräche mal Augenblicke, in denen Sie das Gefühl hatten, dies ist jetzt kein Interview mehr, sondern eine besonders wahrhaftige Stimmung? Ich erwähne jetzt die erste Szene, die mir in den Kopf kommt. Ich habe mal nachts um 3 Uhr den Hollywood-Schauspieler Harry Dean Stanton in einer Bar interviewt. Er hat unter anderem bei *Paris, Texas* mitgespielt. Und ich sagte zu ihm mitten im Gespräch: »Sie sind einsam.« Und in dem Augenblick fängt er an zu weinen. Und er ist der Typus Mann, der auf keinen Fall weinen und dabei gesehen werden will. Und das fand ich ergreifend. Und wir waren völlig bei uns in dem Augenblick.

Da Sie gerade ein Schauspieler-Beispiel gewählt haben, inwieweit gibt es bei Ihnen denn besondere Augenblicke im Kino? Ich habe meine Kindheit ohne Fernsehen verbracht und meinen ersten mit 35 Jahren gekauft, um mal zu schauen, wie es aussieht, wenn ich drin bin. Und bis dahin hat mich das Kino sozialisiert. Komplett. Ich war süchtig. Ich lebte in London und bin am Tag dreimal ins Kino gegangen, weil es dort in einem Programmkino die Möglichkeit gab, die frühen Filme von Brian De Palma zu sehen. Ich würde immer »Die Verachtung« von Jean-Luc Godard nennen, der so viele Momente hat, daß ich Ihnen einen nach dem anderen erzählen könnte. Allein die Eröffnungssequenz mit Brigitte Bardot oder die Szene, in der Michel Piccoli mit einem Hut in der Badewanne liegt. Das sind Kinobilder, die sich eingebrannt haben. Godard hat mal gesagt, daß das Fernsehen immer nur Vergessen produziere. Für mein Leben gilt das. Die bildlichen Erinnerungen sind bei mir fast immer nur die des Kinos, fast nie des Fernsehens.

Herr Willemsen, vielen Dank für das Gespräch.

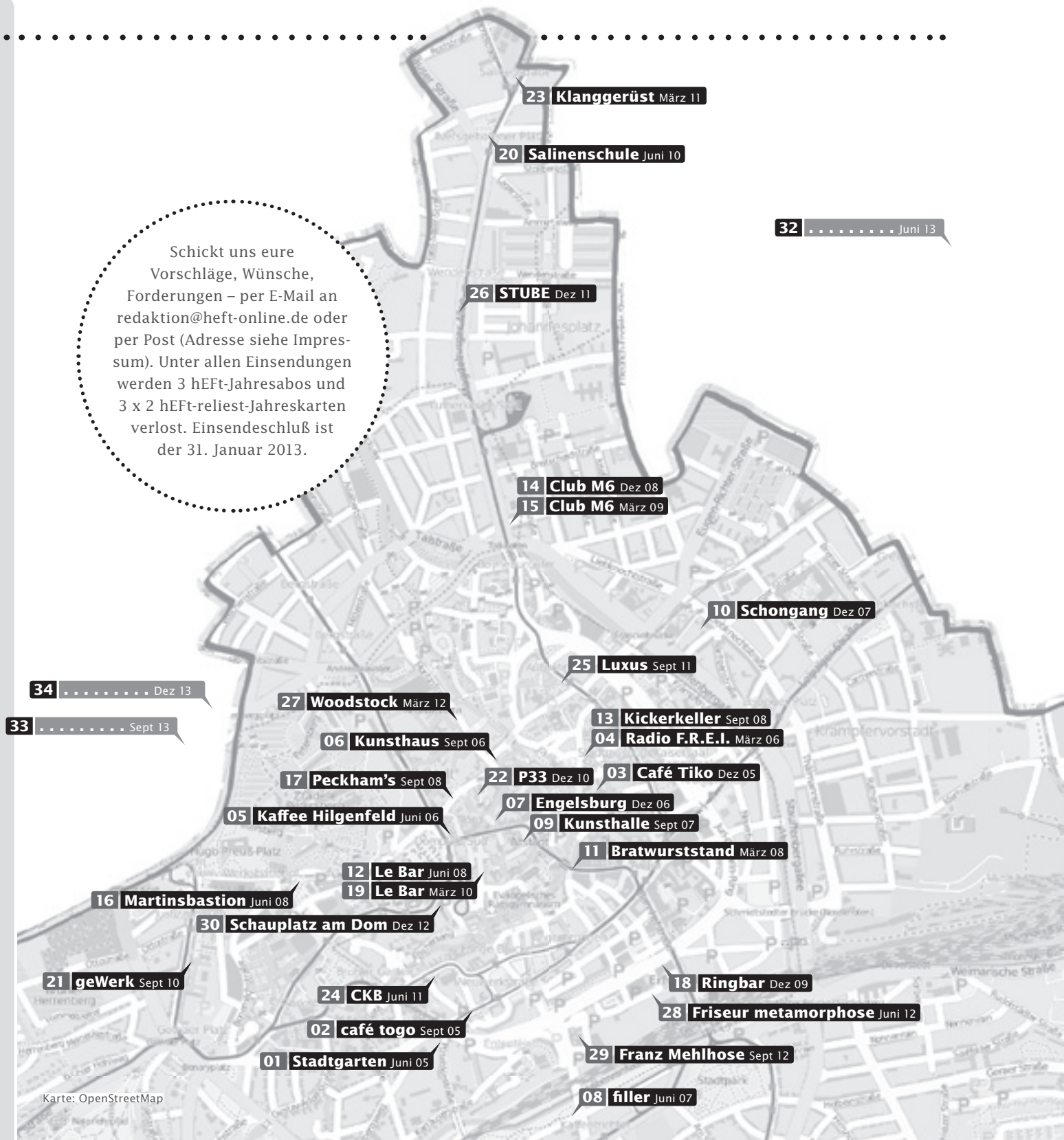
Interview: Reinhard Huckle



hEFt-reliet 2013.

In schöner Regelmäßigkeit heißt es zur Veröffentlichung einer jeden Nummer unseres Magazins: hEFt-reliet. Im Dezember gibt's mit der 30. Veranstaltung ein kleines Jubiläum. In all den Jahren haben wir dabei nur zweimal mit dem Konzept, die hEFt-reliet nie an einem Ort zweimal zu veranstalten, gebrochen. Mit den Jahren wird es allerdings immer anspruchsvoller, neue Locations zu finden. Deshalb fragen wir euch, liebe Leserinnen und Leser: **An welchen vier Orten in Erfurt sollte 2013 hEFt-reliet stattfinden?**

Schickt uns eure Vorschläge, Wünsche, Forderungen – per E-Mail an redaktion@heft-online.de oder per Post (Adresse siehe Impressum). Unter allen Einsendungen werden 3 hEFt-Jahresabos und 3 x 2 hEFt-reliet-Jahreskarten verlost. Einsendeschluß ist der 31. Januar 2013.



termine.

- » **03.01.** 20 Uhr, Scheune, Alaunstraße 36–40, Dresden: LivelyriX Poetry Slam
- » **05.01.** 19:30 Uhr, Goldene Rose, Halle, Rannische Straße 19, Am Eselsbrunnen: Wörterspeise – Poetry Slam
- » **10.01.** 20 Uhr, Trödel- und Antikcafé Weimar, Marktstraße 13: ESP – Sprunghafte Lesereihe in Weimar
- » **10.01.** 20 Uhr, Scheune, Alaunstraße 36–40, Dresden: Sax Royal – Die Dresdner Lesebühne
- » **13.01.** 20 Uhr, Kunsthof Jena, Ballhausgasse 3: Lautschrift – Lesebühne für junge Autoren
- » **16.01.** 20 Uhr, Café Duckdich, Engelsburg, Erfurt, Allerheiligenstraße 20/21: LEA – Lesebühne für junge Autoren
- » **18.01.** 20:30 Uhr, plan b – kulturkaffee, Härtelstraße 21, Leipzig: Lesebühne Schkeuditzer Kreuz
- » **02.02.** 19:30 Uhr, Goldene Rose, Halle, Rannische Straße 19, Am Eselsbrunnen: Wörterspeise-Special – Harte-Kerle-Slam
- » **02.02.** 20 Uhr, Kaffee Hilgenfeld, Erfurt: Talknoten-Comic-Ausstellung »Mit ganz viel Lactose«
- » **03.02.** 19 Uhr, Neumarktstraße 9, Halle: Poeten gegen Sänger – der Wettstreit zur Waffel
- » **07.02.** 20 Uhr, Scheune, Alaunstraße 36–40, Dresden: LivelyriX Poetry Slam
- » **10.02.** 20 Uhr, Kunsthof Jena, Ballhausgasse 3: Lautschrift – Lesebühne für junge Autoren
- » **14.02.** 20 Uhr, Scheune, Alaunstraße 36–40, Dresden: Sax Royal – Die Dresdner Lesebühne
- » **15.02.** 20:30 Uhr, plan b – kulturkaffee, Härtelstraße 21, Leipzig: Lesebühne Schkeuditzer Kreuz
- » **20.02.** 20 Uhr, Café Duckdich, Engelsburg, Erfurt, Allerheiligenstraße 20/21: LEA – Lesebühne für junge Autoren
- » **14.03.** 20 Uhr, Scheune, Alaunstraße 36–40, Dresden: Sax Royal – Die Dresdner Lesebühne
- » **15.03.** 20:30 Uhr, plan b – kulturkaffee, Härtelstraße 21, Leipzig: Lesebühne Schkeuditzer Kreuz
- » **20.03.** 20 Uhr, Café Duckdich, Engelsburg, Erfurt, Allerheiligenstraße 20/21: LEA – Lesebühne für junge Autoren

schreibbaustausch.

Schreibt man kreative Texte, ob Prosa, Gedichte oder Drama, ist es immer schwierig, ein gutes Feedback zu bekommen. Ob bei den Eltern, die auf ihr Kind stolz sind, oder den Freunden, die schon aus Prinzip fast alles gut finden, man bekommt oft keine Kritik, die einem beim Schreiben wirklich hilft.

Deshalb wurde in Erfurt nun eine neue Schreibgruppe gegründet, bei der sich unterschiedliche Kreative treffen können, um sich über ihre Texte zu unterhalten und darüber auszutauschen, was man besser machen könnte, was schon gut ist und wie man seinen Text vielleicht auch veröffentlichen oder bei Veranstaltungen präsentieren kann. Dazu kommen Schreibübungen, die unter anderem zeigen, wie Handlungen aufgebaut werden, wie man Inspiration finden kann,

oder Spannung in einen Text bringt. Geleitet wird die Schreibgruppe vom Erfurter Autor Andreas Budzier. Budzier ist Mitbegründer der Lesebühne Erfurter Autoren und studierte Germanistik und Literaturwissenschaft an der Uni Erfurt.

Bei der Schreibgruppe kann jeder ab einem Alter von 16 Jahren mitmachen, der eigene Texte schreibt und Lust hat, sich darüber zu unterhalten. Sie trifft sich regelmäßig in einem Abstand von zwei Wochen in der Stube (Magdeburger Allee 137).

» **Für weitere Kontakte und die Anmeldung zur Schreibgruppe einfach eine kurze E-Mail an:**
a.budzier@highslammer.de



konfetti im kopf.

Von Stefan Werner

Ich werde noch verrückt! Ich werde noch verrückt, wenn ich einen Blick auf die aktuelle Tabelle werfe und wieder einmal daran zweifle, ob es auch nur irgendeinen einzigen vernünftigen Grund gibt, den FC Rot-Weiß Erfurt zu lieben. Warum überhaupt ein Spiel lieben, in dem ein Vollpfosten über Abseits entscheiden kann und einem das komplette Wochenende versaut, inklusive Wahnvorstellungen, wie: »Der war doch drin ...!!!«, obwohl das Spiel längst abgepfiffen und Montag ist. Und nächsten Samstag stehst du wieder in der Freiluftanstalt mit geringen Heilungschancen. Einhundert Milliarden Nervenzellen trägt jeder von uns im Kopf mit sich herum. Einhundert Milliarden Nervenzellen sollten einen wirklich klüger machen.

Es macht mich verrückt, daß ein Emir des Wüstenstaats Katar für einen WM-Final-Ball 2,4 Millionen Dollar ausgibt und Peer Steinbrück niemals eine Flasche Wein kaufen würde, die nur fünf Euro kostet. Es macht mich verrückt, daß Ursula von der Leyen die Arbeitsmarktzahlen keine Sorgen machen, während über 2,7 Millionen Menschen in Deutschland auch in Zukunft keine Aussicht auf Sex am Arbeitsplatz haben. Es macht mich verrückt, daß die Bundesregierung einen gesetzlichen Mindestlohn ablehnt, weil er in die Wahlfreiheit der Bürger eingreift, persönliche Erfahrungen am Rande der Armutsgrenze zu machen. Dafür gibt es jetzt das Betreuungsgeld, ein echter Thüringer Exportschlager. Auf einem einzigen Quadratmillimeter des menschlichen Gehirns befinden sich rund einhunderttausend Nervenzellen. Und trotzdem schaffen es die Sozialingenieure der CSU scheinbar, unter jeder noch so tief liegenden Intelligenz-Latte hindurch zu kommen.

Es bringt mich um den Verstand, daß am 21. Dezember 2012 die Welt zum tausendsten Mal untergehen soll, doch am nächsten Morgen ist Markus Lanz immer noch da und Angela Merkel wird eine weitere Konfusionsansprache für das kommende Jahr halten: »Europa wächst in der Krise zusammen« und »Deutschland



Grafik: www.fRankon.de

– Das sind wir selber«. Wir, die Konfetti-Gesellschaft, die mit medialem Brimborium einen Superstar nach dem anderen sucht, der am Ende des Tages der Neueröffnung eines Logistikzentrums am Erfurter Kreuz den entsprechenden Glanz verleiht. Unbeirrt kochen wir wieder und wieder die Kapitalismussuppe auf, während die Regierenden immer größere Löffel an die Albrechts, Quandts, Klattens, Springers und Oetkers dieser Republik verteilen. Wir werden immer verrückter, die Therapeuten werden knapp und Günter Netzer trägt jetzt Frauenkleider.

Zwischen den Neuronen findet über elektrische Signale ständig ein enormer Austausch von Informationen statt. Neue Erfahrungen werden stets mit den zuvor gespeicherten verglichen und verbunden. Das soll uns ermöglichen, flexibel auf die unberechenbare Umwelt zu reagieren. Ich und der aktuelle Kader des RWE sind davon nicht betroffen, und während andere ungeahnte Glücksgefühle erleben, heißt es zurzeit in Erfurt: »Holt die Antidepressiva raus, der RWE spielt«.

P.S.: Der RWE ist erst wirklich tot, wenn niemand mehr an ihn denkt. Frei nach Bert B.

klein und groß zugleich!

hEFt stellt in loser Folge eine Thüringer Stadt abseits der Städtekette Erfurt–Weimar–Jena vor und befragt ihre soziokulturellen Akteure, wie es sich lebt und arbeitet. Nachdem wir uns in den letzten hEFt-Ausgaben vor allem im Norden und Osten des Freistaates herumgetrieben haben, fahren wir diesmal über bzw. durch den Berg nach Meiningen. Die Theaterstadt ist eine Stadt mit viel Kultur und viel Geschichte, aber auch viel ungenutztem Potential. Darüber unterhielten wir uns mit den Wahlmeiningern Alexander Keiner (NEKST e.V.) und Nikolai Warth (Projekte M e.V.)

Bei Meiningen hat man als neutraler Beobachter den Eindruck, daß es hier weniger Grund zur Klage gibt als in Städten vergleichbarer Größe. Trifft das zu?

Alexander Keiner: Ich bin vor 13 Jahren aus beruflichen Gründen nach Meiningen gezogen und habe mich von Anfang an sehr wohlfühlt. Später habe ich begonnen mich zu engagieren und dann war irgendwann klar: Hier will ich bleiben. Grundsätzlich ist das schon eine sehr schöne, geschmeidige Stadt, nicht zu groß, nicht zu klein. Und: Man wird hier so akzeptiert, wie man ist, und aufgenommen. Es gibt hier ein positives Lebensgefühl, aber das ist nicht selbstverständlich. Eine Stadt lebt von und mit ihren Einwohnern, die dieses Lebensgefühl gestalten. Und genau das passiert hier.

Nikolai Warth: Was heißt Grund zur Klage? Grundsätzlich ist das natürlich richtig, wir liegen in Grenznähe zu Bayern und Hessen, die Arbeitslosenquote liegt unter dem thüringischen Durchschnitt. Aber wir kämpfen auch hier mit dem demographischen Wandel, mit der Abwanderung von Jugendlichen, und somit auch für Zuwanderung. Meiningen ist natürlich eine Kulturstadt mit großem historischem Ruf, allein durch das Theater. Das ist immer Segen und Fluch zugleich. Ich sehe das nicht nur positiv, aber als riesiges Potential, das die Stadt hat. Ich bin hier her gekommen aufgrund dieses Potentials; in eine Stadt, wo es viel Raum zur Gestaltung gibt, wo viele Dinge passieren können, auf kurzen Wegen; in einer Stadt, die klein und groß zugleich ist. Es ist aber auch immer wieder ein Kampf, diese Perspektive, dieses Potential zu entwickeln, auch bei mir selbst.

Es wurde ja schon kurz angesprochen. Das Theater scheint der kulturelle Dreh- und Angelpunkt der Stadt zu sein, das zumindest ist die Wahrnehmung von außen, und auch das, worauf sich das Stadtmarketing konzentriert. Gibt es da, in einer relativ kleinen Stadt, überhaupt noch Platz für was anderes?

Keiner: Das ist genau die Debatte, die man in Meiningen immer führen muß: Inwieweit ist das Theater die Stadt oder die Stadt das Theater? Die Politik würde sagen: Das ist eine Heilige Kuh, die Stadt, Hotels und

Gastronomie sind davon abhängig. Ich sehe das ein bißchen differenzierter. Die Stadt ist nämlich auch abhängig von anderen Subkulturen, anderen Initiativen, die hier stattfinden. Die Frage ist: Was ist Kultur? Wo will man hin mit der Kultur? Gibt es genug Subkultur oder Jugendkultur? Wo fängt Jugendkultur an? Wo hört sie auf? Inwieweit wird das gefördert, auch im Vergleich zur Hochkultur?

Warth: Also ich möchte nicht nur für die Kultur sprechen, sondern habe eher den stadtypologischen Blick. Ich sehe vieles, was es in der Stadt gibt, viele Dynamiken, die da sind. Ich glaube ebenfalls, daß das Theater eine Heilige Kuh ist. Was das Stadtmarketing und uns Bürger anbelangt, wünsche ich mir, daß sich die Stadt mit mehr Dingen identifiziert, auf dem Nährboden Theater. Für mich hat das was Apokalyptisches, wenn man sagt: Wir sind abhängig vom Theater. Ich glaube: Ja, wir sind derzeit abhängig vom Theater, es kann sein, daß wir untergehen würden, wenn es das nicht mehr gäbe. Es könnte auch sein, daß etwas anderes entstünde. Grundsätzlich bin ich sehr dankbar, daß das Theater da ist, aber ich sehe weitere Säulen: Angefangen beim Dampflokwerk, das in ganz Europa bekannt ist, über das Klinikum, Mission Olympic und manch toller Kneipe. Ich persönlich wünsche mir, daß Meiningen mehr zu einer Kinderstadt wird.

Wenn es in Meiningen diesen guten Nährboden gibt, wie wird davon Gebrauch gemacht? Gibt es Leute, die deswegen bewußt hier bleiben oder in die Stadt zurückkommen?

Warth: Ich denke, das ist immer ein Kampf. Können wir Menschen halten, können wir Menschen nach Meiningen ziehen. Mal gelingt es besser, mal gelingt es schlechter. Nun kann ich nur für den soziokulturellen Bereich sprechen: Es ist definitiv eine Herausforderung, die wir oft auch nicht bewältigen, Menschen, die hier was bewegen oder bewegt haben, zu halten oder einen Wechsel der Generationen hinzubekommen. Also eine Struktur zu schaffen, in der Erfahrungen erhalten und weitergegeben werden, auch wenn einige Akteure nicht mehr da



Alexander Keiner

ist Vorsitzender von NEKST e.V. Der Verein ist Träger des Kunsthauses Meiningen.

sind. Andererseits gibt es natürlich immer wieder Leute, zum Beispiel auch in meinem Umfeld, die bewußt zurückkommen, um sich hier einzubringen.

Da fehlt vielleicht auch eine Hochschule?

Warth: Stimmt, wir verstehen uns nicht als FH-Stadt, aber bizarrerweise leben wir in einem FH-Landkreis mit der Fachhochschule in Schmalkalden. Und wir haben auch selbst eine Polizeihochschule in der Stadt.

Das ist aber möglicherweise eine etwas andere Klientel als an einer geisteswissenschaftlichen Fakultät ...

Warth: Gar keine Frage, aber es sind Hochschulen.

Keiner: Das hat sich in der Bevölkerung nur noch nicht herumgesprochen. Sowohl die FH-Schmalkalden als auch die Polizeifachschule in Meiningen sind nicht in ihre Stadt integriert. Sie sind Inseln innerhalb der Städte. Sicherlich wird auch einiges versucht, um die Studierenden in die Stadt zu bringen. Da sehe ich noch mehr Potential, sowohl für Meiningen als auch für Schmalkalden. Vielleicht braucht Meiningen eine Schauspielschule. Die Theatertradition jedenfalls ist vorhanden. Meiningen ist auch als Sprungbrett für Schauspieler bekannt.

Warth: Ich träume ja manchmal davon, daß es Studenten gibt, die sagen: »Wenn du ein Start Up machen willst, dann geh nach Meiningen, da gibt's ein günstiges Klima.« Daß wir sozusagen Botschafter in die Welt hinausschicken.

Wie schätzt ihr denn generell das kulturelle Angebot für Jugendliche und junge Erwachsene ein?

Warth: Viele würden jetzt wahrscheinlich sagen: Hier



Nikolai Warth

ist Vorsitzender des Projekte M e.V. Der Verein ist Träger verschiedener Projekte im jugend- und soziokulturellen Bereich.

geht nichts für die Jugend! Und klar, Clueso hat die letzten Jahre nicht in Meiningen gespielt, wir haben in den letzten Jahren massiv an Möglichkeiten verloren, abends wegzugehen, also beispielsweise in Clubs oder Diskotheken. Andererseits gibt es ein breites Angebot: Musikschulen, die Kunst- und Kreativschule, den Theaterjugendclub, einen Poetry Slam, den Hörspielsommer oder die Kleinkunsttage. Darüber hinaus gibt es sehr viele Angebote im Bereich Sport. Ich sehe schon das Bemühen seitens der Stadt, Jugendkultur zu befördern, aber auch noch sehr viel ungenutztes Potential.

Keiner: Die Spannbreite an Angeboten ist vorhanden. Niko hat es eben aufgezählt. Die Frage ist, wie kann man mehr daraus machen, wie kann man die Jugend noch mehr für die Angebote begeistern, die es gibt. Wie kann man sie motivieren, mitzumachen, mitzugestalten? Geben wir Kindern und Jugendlichen den entsprechenden

Raum und die Atmosphäre, um sich selbst zu entwickeln? Reicht es aus, nur Angebote zu unterbreiten?

Warth: Da muß man natürlich dranbleiben. Wir müssen ein Klima haben, das das ermöglicht. Es gibt genug Leute, die Interesse haben, und die müssen wir mitnehmen.

Apropos dranbleiben, ermöglichen und mitnehmen: Nikolai, du engagierst dich im Projekte M e.V. Kannst du die Arbeit des Vereins kurz beschreiben?

Warth: Projekte M, was soviel bedeutet wie: Menschen bewegen Projekte – Projekte bewegen Menschen, gibt es seit 2010 und besteht aus einem Haufen (mehr oder weniger) junger Leute, die Projekte in der Stadt umsetzen wollen. Nicht jeder ist Mitglied im Verein, wir verstehen uns eher als Netzwerk. Unser größtes Projekt ist die Kinderstadt, ein Partizipationsprojekt, das es in dieser Form seit zwei Jahren gibt, bei dem wir für eine Woche in den Sommerferien mit Kindern eine Stadt in der Stadt gründen. Im letzten Jahr hatten wir 120 Kids dabei. Die Kinder erlernen verschiedene Berufe und bekommen von verschiedenen Repräsentanten der Stadt oder des öffentlichen Lebens die Aufgabe, etwas in der Stadt zu gestalten. Die Steinmetze sollten zum Beispiel eine Steinsäule bauen, die auf dem Töpfermarkt, einem Platz hier in Meiningen, installiert wird. Die Journalisten hatten den Auftrag vom Meininger Tageblatt, jeden Tag eine halbe Seite in der Zeitung zu füllen. Uns geht es darum, Dynamiken zwischen der Kinderstadt und der Stadt Meiningen herzustellen. Und die Stadt hat uns dabei von Anfang an sehr unterstützt und tut das auch finanziell.

Gab es einen konkreten Bedarf, aus dem heraus sich der Verein gegründet hat?

Warth: Sowohl als auch. Einerseits haben wir uns gegründet, weil wir akut ein Projekt machen wollten. Andererseits sind wir schon jahrelang mit dem Gedanken schwanger gegangen. Für mich als Initiator war klar, ich wünsche mir einfach ein Gefäß, in dem wir Meininger zusammenbringen können, um Projekte umzusetzen, ohne daß wir uns einer Institution anschließen müssen. Wir hatten bereits ein Netzwerk an Leuten, das dann nur noch eine rechtliche Form bekam.

Keiner: Ohne Verein läuft halt nichts.

Gutes Stichwort! Alexander, du bist Vorsitzender des NEKST e.V. Was verbirgt sich denn hinter diesen fünf Buchstaben?

Keiner: Der Neue Europäische Kunstsalon Thüringen!

Der NEKST e.V. ist Träger des Kunsthouses in Meiningen. Der Verein wurde 2003 von zwei Frauen gegründet. Eine kam aus Ungarn und eine aus den alten Bundesländern. Die haben damals schon Ausstellungen in leerstehenden Läden in Meiningen gemacht. Unter anderem wurden auch ungarische Künstler ausgestellt, deshalb auch der Name. Dann hatten wir zwei, drei Jahre ein festes Domizil, bis das Gebäude verkauft wurde. Danach haben wir nach einem neuen Haus gesucht und sind jetzt seit 2005 in der Alten Posthalterei in der Ernestiner Straße 13. Das Gebäude gehörte damals einem Insolvenzverwalter und wurde dem Verein zur Nutzung überlassen. Die Mitglieder des Vereins haben das Gebäude ausgebaut; es gibt Galerieräume, Atelierräume, zwei größere Veranstaltungsräume. Vor zwei Jahren stand das Haus zum Verkauf und wir konnten die Stadt dazu bringen, das Haus zu erwerben. Vor ein paar Jahren hatten wir auch Proberäume für junge Bands, Theater und Jazzveranstaltungen. Die sind inzwischen leider verschwunden, weil es immer wieder Ärger mit den Anwohnern gab. Das Haus liegt mitten in der Stadt, das ist gut für den Verein, gut für das Kunsthause. Problematisch ist es, sobald es laut wird. Aber das ist wahrscheinlich in jeder Stadt ähnlich.

Was habt ihr für ein Publikum?

Keiner: Zum einen sind das natürlich ganz verschiedene Künstler, die die Atelierräume nutzen, und sonst eher ein subkulturelles Publikum, welches zu den Ausstellungen und Veranstaltungen kommt. Wir wollen alternativ sein, aber eine Alternative mit Niveau.

Was wünscht ihr euch in Zukunft für Meiningen?

Keiner: Viele Menschen, die etwas unternehmen, die diese Stadt attraktiv bleiben lassen, einfach Menschen, die die Stadt und ihr Potential erkennen, nutzen, gestalten und damit das positive Lebensgefühl weiterentwickeln.

Warth: Ich wünsche mir, daß Meiningen ein Ort für Kinder und Jugendliche wird. Ein Ort, in dem Menschen ihr eigenes Potential und das Potential der Stadt entdecken und entfalten und den Blick für die Stadt als Ganzes haben. Das ist das Schöne, daß man diesen Blick hier haben kann, weil die Stadt überschaubar ist.

Vielen Dank für das Gespräch!

Interview: Thomas Putz und Alexander Platz



hEFt 2013 sichern!

Förderabo jetzt abschließen!

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch. Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

Bitte freimachen.

AN

hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

pleiten, pech und pannen?

Insgesamt zehn Morde werden dem Nationalsozialistischen Untergrund »NSU«, begangen zwischen 2000 und 2007, zur Last gelegt. Am 4. November 2011 flog das dahinter stehende Neonazi-Trio Uwe Mundlos, Uwe Böhnhardt und Beate Zschäpe auf. Böhnhardt und Mundlos erschossen sich nach einem Banküberfall in Eisenach in ihrem Wohnmobil, Zschäpe steckte die Wohnung der drei in Zwickau in Brand und stellte sich nach einer mehrtägigen Irrfahrt der Polizei. Sie muß sich für ihre Taten ab Frühjahr 2013 vor Gericht verantworten. Fast 14 Jahre lebte das aus Jena stammende Neonazi-Trio im Untergrund. Der Journalist Christian Fuchs hat zusammen mit John Goetz das aufschlußreiche Buch »Die Zelle. Rechter Terror in Deutschland« geschrieben. Wir sprachen darüber mit ihm

Herr Fuchs, wie schnell war Ihnen klar, daß Sie ein Buch über die Neonazi-Mordserie schreiben würden? Ein bis zwei Wochen, nachdem das Wohnmobil in Eisenach und die Wohnung in Zwickau brannten, war uns klar, daß wir uns mit dem Thema befassen werden. Wir haben zuerst für den NDR und die Sendung »Panorama« recherchiert. Und im Dezember 2011 hatten wir bereits so viele Unterlagen vorliegen und mit vielen wichtigen Zeugen gesprochen – die teilweise noch nicht in den Medien aufgetaucht waren und teils auch nicht vom BKA oder Verfassungsschutz vernommen wurden –, daß wir dachten, das ist soviel Stoff, das reicht auch für ein Buch.



Foto: Christoph Busse

Wie sind Sie bei den Befragungen vorgegangen? Haben Sie sich gleich an die Angehörigen der Neonazis gewandt? Jede Person aus dem Umfeld, die wir spannend fanden und von der wir erfahren haben, wo sie lebt, haben wir versucht zu sprechen. Dazu gehörten ehemalige Lehrer, Sozialarbeiter aus dem Jenaer Winzerclub oder auch die Angehörigen. Wir sind dann nach Jena, Zwickau und Chemnitz gefahren und haben erst einmal jeden, der mit uns reden wollte, interviewt.

Welchen Eindruck haben denn die Eltern von Uwe Böhnhardt und Uwe Mundlos auf Sie gemacht? Das war sehr unterschiedlich. Beide Familien gehen verschieden mit der Tragödie um. Die Eltern von Uwe Böhnhardt sind sehr ehrlich und authentisch, auch im Umgang mit der Suche nach der eigenen Schuld. Sie reflektieren, was sie bei der Erziehung falsch gemacht haben könnten. Und sie haben sich bei den Opfern entschuldigt. Die Mutter von Uwe Mundlos redet gar nicht, der Vater sucht die Schuld bei allen anderen, beim Verfassungsschutz oder bei der Polizei. Er glaubt, daß sein Sohn in eine Intrige geraten ist, wofür er gar nichts konnte.

Seit mehr als einen Jahr gibt es eine unglaublich intensive, teils hysterische Berichterstattung in den Medien über die Neonazi-Morde und deren Täter. Der »Spiegel« sprach schnell von einer braunen RAF. Inwieweit ist dieser Vergleich gerechtfertigt? Im großen und ganzen ist dieser Vergleich sehr populistisch und vereinfachend. Ich würde das jedenfalls so nicht unterschreiben, weil die RAF ja auch für eine gesamte Bewegung stand. Sie hatten ihre Opfer ja auch aus einem wichtigen, einflußreichen Personenkreis ausgewählt. Das waren der Arbeitgeberpräsident, der Generalbundesanwalt oder Bankenchefs. Die RAF wollte die Eliten schädigen, um das System zu verändern. Es gab ja insgesamt drei Generationen der RAF, während der »NSU« eher ein singuläres Ereignis war, welches in

der Szene gar nicht so die Unterstützung erhielt. Ganz zu schweigen davon, daß Teile der Gesellschaft die Taten des »NSU« in irgendeiner Form billigen. Das war bei der RAF ja anders, deren Motive in Teilen der Studentenschaft auf Sympathien stießen. Der »NSU« – und das ist der größte Unterschied zur RAF – hat sich auch nie zu seinen Taten während der Mordserie bekannt. Das Bekenntnis fand ja erst nach dem Auffliegen der Taten durch das Paulchen-Panther-Video statt. Deswegen ist man ja auch während der Ermittlungen zu den Morden nicht auf einen politischen Hintergrund gekommen. Die RAF war zudem viel vernetzter als der »NSU«. Die Zwickauer Terrorzelle bestand aus drei Personen und hatte einen Unterstützerkreis von 10, höchstens 15 Personen. Die Unterstützer wußten auch teils nichts von den Taten. Sie haben eine Waffe oder Ausweise besorgt, ein Wohnmobil angemietet, aber sie wußten nicht, wofür sie es taten. Natürlich haben sich manche kleinere Techniken geähnelt, wie etwa die Dubletten-Methode, um Ausweise zu fälschen. Das hat man sich von der RAF abgeschaut.

Nun gab es ja bei den Ermittlungen zahlreiche Pannen, die auch zu Rücktritten in Bundes- und Landesverfassungsschutz führten. An welchen Stellen hat denn der Staat tatsächlich versagt und an welcher Stelle ist es vielleicht nur Betterwisserei mit dem Wissen von heute? Das muß man immer wieder betonen. Wir bewerten jetzt alles aus dem Informationsstand von heute und nicht vom November 2011. Damals gab es eben ganz wenig Hinweise darauf, daß es politische Taten sein könnten. Es gab keine belastbaren Spuren zu Neonazis und auch keine Bezüge zwischen Opfern und Tätern. Selbst die Waffe, die überall gleich war, hat nicht zum Ziel bei den Ermittlungen geführt, da diese Waffe über mehrere Stationen zu den Neonazis gelangte, und dadurch hat sich irgendwann hat die Spur der Ermittler verlaufen. Der Hauptfehler, den die Behörden gemacht haben, war mangelnde Kommunikation

und Kooperation untereinander. Es gab keinen Zwang zusammenzuarbeiten. Schon in einem Bundesland haben Polizei und Verfassungsschutz nicht effektiv zusammengearbeitet. Und auch zwischen den Bundesländern gab es große Reibungsverluste. Diese föderalen Strukturen der Ermittlungsbehörden haben, das vermuten wir, die Neonazis bewußt ausgenutzt, weswegen sie beispielsweise nicht in Thüringen geblieben, sondern in Sachsen untergetaucht sind.

Hinzu wurde immer wieder der Vorwurf laut, die Polizei sei bei den Ermittlungen auf dem rechten Auge blind gewesen. Ist dieser Vorwurf gerechtfertigt oder übertrieben? Ich würde sagen, die Polizei ist genauso rassistisch wie die Mehrheitsgesellschaft. Unsere Recherchen belegen jedenfalls nicht, daß es einen besonders starken Faschismus oder Antisemitismus in der Polizei gegeben hätte. Sie haben sehr objektiv und intensiv ermittelt. Es wurde ja in alle möglichen Richtungen ermittelt, eben nicht nur in Richtung Ausländerkriminalität, sondern auch in Richtung Beziehungstaten. Die Polizei war also nicht auf dem rechten Auge blind.

Die Überlebende des Neonazi-Trios, Beate Zschäpe, wird sich nächstes Jahr in München vor Gericht verantworten müssen. Inwieweit könnte dieser Prozeß noch einmal neue Erkenntnisse bringen? Der Prozeß ist für die Aufarbeitung insgesamt wichtig, auch daß den Opfern Gerechtigkeit widerfährt. Ob es weitere Erkenntnisse zu den Motiven der Taten geben wird, hängt sehr stark davon ab, ob Beate Zschäpe reden wird. Im Moment sieht es so aus, daß die Anwälte ihr empfohlen haben, daß sie weiter schweigen soll. Aber das wissen wir erst ab Frühjahr 2013.

Herr Fuchs, ich bedanke mich für das Gespräch.

Interview: Reinhard Huckle

zeit für einen weltkrieg.

In vielen Städten Europas gehen Menschen auf die Straße. Sie protestieren gegen die Wirtschaftskrise, und die Polizei geht gegen sie vor, mit zunehmender Gewalt. Sie merken, wie viele sie sind, und trotzdem fühlen sie sich einsam, verloren, verraten und richtungslos. Von Paolo Fusi

Wir haben vor drei Jahren angefangen, darüber zu schreiben, daß es so weit kommen wird. Es hat wenige interessiert, noch weniger haben es für möglich gehalten: Millionen Europäer leben heute wieder auf der Straße. Sie wurden von der Krise ins Elend gestürzt. In Griechenland, Portugal und Spanien. Und in Slowenien, Italien, den Baltischen Republiken, auf Zypern, in Irland und sogar in einigen Teilen Großbritanniens und Frankreichs ist die Lage so angespannt, daß es nur wenig braucht, bevor die Großkonzerne und die lokale Verwaltung mit Massenentlassungen loslegen. Was danach geschehen könnte, weiß keiner, das will keiner wissen.

Die Krise hat leider auch Deutschland erreicht. Da in Europa heute nur noch 40% neue Autos verkauft werden, im Vergleich zu vor fünf Jahren, muß die gesamte Autoindustrie (früher oder später) kürzen, entlassen, sparen. Im Moment rettet sie noch der Export nach Asien. Doch auch dort stehen die Prognosen auf Unwetter. Der deutschen Binnenmarkt hält sich noch, doch wie lange, das weiß keiner, das will keiner wissen.

Die Politik hat angesichts dieser Umstände längst einen Weg eingeschlagen, auf dem die Bevölkerung gedemütigt, verunsichert und mit Gewalt und gezielter Werbung erschreckt wird. Darauf reagieren einige Bürger mit noch mehr Gewalt. Der demokratische Aberglaube räumt den Platz für den zerrütteten Magen, der nicht denkt, sondern Luft abgibt. Überall in Europa sieht man Menschen zusammen marschieren: Sie setzen Straßen in Brand, zerstören Gebäude und Autos, sie schreien vor Wut und rennen wie ein wilder Stier blind gegen die Panzer der Polizei an. Das ist alles gut und wichtig, aber nicht mehr genug.

Sie wissen selbst nicht, wofür sie stehen. Für eine Veränderung, aber welche? Bislang haben sie sich geweigert zu verstehen, was abgeht – und nun glauben sie alles, was ihnen einfach und eindeutig scheint. Krieg. Krieg ist eben einfach und eindeutig. Handeln ohne Denken, Fühlen ohne Verantworten. Über 20 Jahre sehnten wir uns nach Vätern und Müttern, die die

Verantwortung für uns trugen, an die wir unser Denken delegierten, um sie jetzt, in unserer Wut, für alles verantwortlich zu machen zu können, was schiefgelaufen ist und läuft. Das haben wir – an dieser Stelle – oft geschrieben: Demokratie bedeutet Verantwortung. Die Europäer aber scheuen nichts mehr als die Verantwortung.

Währenddessen ich schreibe, laufen vor meinen Augen die Bilder der Demos der letzten Wochen ab, bei denen ich dabei war: In Rom, in Ljubljana, in Barcelona. Zerschlagene Menschen, Blut auf meinen schlammverschmierten Hosen, auf meinen Schultern die schwarzen Flecke der Schläge der in Uniform und Kriegsmontur herumtobenden, blutdürstigen Hunde des Regimes. Ich werde von Verzweiflung und Ohnmacht ergriffen. Wir tun mir leid. Doch ist es Krieg. Noch ist er in Spanien, Italien, Portugal, Griechenland – aber er kommt, seid sicher, er kommt auch nach Deutschland. Es ist lediglich eine Frage von Monaten. Und ihr seid unvorbereitet und mitverantwortlich. Und ihr besteht auf euer Recht, unvorbereitet zu bleiben und die Verantwortung abzugeben. Also: Krieg, weil niemand von uns etwas getan hat, um ihn zu verhindern. Krieg, weil er einfach ist. Faulheit bringt keine Freizeit mehr, sondern unsere physische Vernichtung.

Im Vergleich zwischen Juni 2007 und Juni 2012 ist das Bruttoinlandsprodukt (BIP) der Europäischen Union kaum gewachsen: von 12.407 Milliarden auf 12.649 Milliarden Euro. In Deutschland wuchs das BIP von 2.428 auf 2.570 Milliarden Euro. Deutschland allein erwirtschaftet über 20% des gesamten BIP der Europäischen Union. Ein bedeutendes Wachstum wurde nur dort registriert, wo die Lage vorher besonders schlecht war: in Polen, in Ungarn, in der Tschechischen Republik, der Slowakei, in Rumänien, in Bulgarien. In allen anderen Ländern erlebten wir das Gegenteil – vor allem in Spanien, Großbritannien, Frankreich, Italien. Das hat verheerende Folgen für Deutschland, denn diese Länder kaufen über 25% der deutschen Exportgüter. Im Jahr 2011 entsprach das noch der Rekordsumme von 264



Milliarden Euro. Im Jahr 2012 werden wir die 200-Milliarden-Euro-Marke nicht mehr erreichen. Die Zahlen stammen vom Statistischen Bundesamt.

Die Tendenz für 2013: da in allen Ländern Europas mit einer noch stärkeren Rezession gerechnet wird, soll das deutsche BIP unter 2.200 Euro sinken. Bis zum Jahr 2015 werden wir wahrscheinlich (wenn die Politik nichts tut) unter 2.000 Milliarden Euro fallen. Das bedeutet für Deutschland etwa 20% Arbeitslose und drastische Lohnkürzungen. In den ärmeren Ländern werden es weit über 50% Arbeitslose sein. Elend, also Krieg. Weil die Politik der Wut mit Wut begegnet, der Angst mit Unterdrückung, der benebelten und verzweifelten Zerstörung mit blinder Gewalt.

Daß die traditionellen Parteien nicht mehr in der Lage sind, etwas entgegenzusetzen (inbegriffen die so sehr hochgejubelten Piraten), das wissen wir schon. Daß die Gewerkschaft heute eine weitgehend reaktive Funktion hat, weil sie die Interessen der Arbeitenden gegen die Hilferufe der Arbeiterklasse vertritt, das sieht jede und jeder. Daß die Herrschenden ihre Unbeholfenheit hinter Aggressivität und Verachtung verstecken (Wie sehr sie das Volk hassen, wenn das Volk sie wirklich braucht!), das hat leider Tradition – nicht nur in Deutschland.

Ich könnte resignieren und mich mit schaurigem Gefühl darauf vorbereiten, die Dinge in ihrem immer gleichen Lauf zu beobachten: steigende Wut, Demonstrationen, Gewalt, Blut, alles in einer Spirale anwachsend bis zum Krieg. Immer andere zu Schuldigen erklären, immer mehr Selbstverantwortung abgeben, immer weniger Denken, frohlockend der Panik verfallen und genießen, daß die Massenzerstörung uns die Antworten auf die Fragen gibt, für die wir keine Kraft, keine Kultur und keinen Willen hatten, um sie überhaupt zu erahnen.

Aber nein. Ist es Zeit für den Weltkrieg, wie bereits Angela Merkel gesagt hat? Wir müssen uns um das Gegenteil bemühen. So schwer es uns auch fällt. Und mit Toleranz, Solidarität, Ruhe, Studium, Analyse, Mut, ein gemeinsames Europa bauen. Als ein Land, mit einem

Parlament, einer Regierung, einer Zentralbank (die uns verteidigt und nicht mit uns spielt), einer Gesetzgebung, neuen Parteien (wenn überhaupt), einem neuen Konzept für die Vertretung der Interessen des Volkes. Eine Struktur, welche das Ganze beinhaltet: die, die produzieren und die, die konsumieren; die, die kaufen und die, die verkauft; die, die transportieren und die, die verteilen. Wir müssen aufhören, Angst vor dem Fremden zu haben. Wir müssen einschließen, anstatt ausschließen, selbst Teil einer größeren Integration werden. Wir müssen Europäer werden, gegen die Egoismen der aussterbenden Nationalstaaten. Ihr versteht das nicht? Immer noch nicht? Ihr wollt es nicht, weil es zu anstrengend ist? Also: Krieg?



Julia von Knebel



Paul-Ruben Mundthal



PICK YOUR PRESENT

Ergebnisse des Fotoworkshops »enjoy your own world«
auf dem Textil-Festival 2012 (Leitung: Paul-Ruben Mundthal)

Martin Lehmann





nichts ist vorbereitet.

Von Steffen Roye

Ein Foto liegt vor mir auf dem Tisch und beschäftigt mich mehr, als mir lieb ist. Der Tag ist schon auf dem Rückzug, und morgen kommt das Rote Kreuz und holt alles ab: eine Biographie in Möbeln. Ich habe noch einmal alle Hände voll zu tun, dann wird das Buch zugeklappt. Das Schlußkapitel war die Urnenbeisetzung vor zwei Wochen, und der Epilog, die letzte Nacht im Haus meiner Kindheit, handelt von Archivierung, Auskehr und Entsorgung.

Ich lege einige Briketts nach; auch das ein letztes Mal, wie so vieles in diesen Tagen. Zurück am Tisch, widme ich mich wieder dem Foto. Die Tischfläche ist überstreut mit alten Aufnahmen, viele schwarz-weiß, manche unscharf, belangloser Zement, ohne klare Motive und Komposition, die Botschaften abhanden gekommen, ausgelaufen wie kaputte Milchtüten. Doch dieses eine Foto hält mich fest. Ich kann von Glück reden, daß ich diese ganzen Erinnerungen überhaupt aufgebahrt habe auf der Suche nach nichts, nach einigen vergilbten Sentimentalitäten für die eigenen Fotoalben vielleicht, die irgendwann ebenso unverstanden entsorgt werden.

Aber kann ich wirklich von Glück reden?

Ein Foto nur. Mutter ist darauf. Die Frisur verrät, daß das Bild aus der Zeit meiner frühen Kindheit oder gar vor meiner Geburt stammen muß. Ich bin nicht zu sehen, auch Vater nicht, obwohl sie zu jener Zeit schon ein paar Jahre verheiratet gewesen sein mußten. Der Mann auf dem Bild sieht eher wie ein Italiener aus, die schwarzen Haare wie ein ruhiges Meer. Er steht hinter ihr und schließt die Arme um sie, Zeigefinger und Daumen wie versehentlich auf ihren Brüsten geparkt. Mutter schaut halb nach hinten zu ihm auf, ein Seitenlicht läßt sie wie eine Filmdiva erscheinen.

Was soll das bedeuten? Wer ist der Kerl? Kannte Vater diesen Mann? Kannte er das Foto?

Ich suche weiter, durchpflüge den Papieracker wie eine Wühlmaus, suche mit fahrigten Fingern nach Referenzen. Mutter mußte noch mehr Fotos von einem Kerl haben, von dem sie sich so einfach befigern ließ. Eine Urlaubsfreundschaft jedenfalls sieht anders aus.

Der Harz. Die See. Die Tante aus Berlin, die ich nur aus Erzählungen kenne. Unser Haus. Zu jeder Jahreszeit. Ich im Garten. Ich mit Eltern. Ich, schon größer und nur noch mit Mutter, der Vater fehlt sichtbar, als hätte er sich ausgeschnitten und den Schatten vergessen. Je größer ich wurde, desto entbehrlicher wurde er, desto kleiner das Loch, und auf den Fotos, auf denen ich zehn bin, lächelt wieder eine komplette Familie vom Papier: Mutter und ich.

Für einen Italiener war zu keinem Zeitpunkt Platz auf den Fotos. Wie hatte er sich trotzdem vor die Linse geschlichen?

Ich finde ein Foto: Mutter hält mich auf dem Arm, ich bin verpackt wie eine Mumie und schlafe, und sie trägt dasselbe Kleid wie auf dem Italienerfoto. Und hier, noch eins! Ich habe mich nicht getäuscht in der Zeit. Ansonsten: nichts. Kein Hinweis. Keine Schatten am Bildrand, keine weiteren Fotos.

Was kann mir diese eine Aufnahme verraten? Sie zeigt nicht, was davor und was danach geschah. Eine Tür öffnet sich für einen Augenblick, für eine neunzigstel Sekunde vermutlich, sie öffnet und schließt sich. Augenblick, verweile doch. Mit Blende 8.

Ich starre auf die beiden, als könnte ich die Erklärung für alles aus dem Fotopapier ziehen. Warum hat sie diese Beziehung, flüchtig oder von Dauer, vor mir geheimgehalten? Sicher, es gab eine Zeit, in der es unmöglich war, solche Dinge zur Sprache zu bringen. Aber in den letzten Jahren war unser Verhältnis gut. Von einem Italiener war nie die Rede.

War er unbedeutend? Warum ließ sie sich dann beim Begrabschen fotografieren? Mutter hielt nichts von Affären. Nach Vaters Weggang blieb kein Mann über Nacht in unserem Haus.

Und von wem ließ sie sich fotografieren? Wer wußte von diesen Daumen und diesen Zeigefingern, die das Terrain sondierten und den Weg für die anderen Finger ebnen sollten? Ich stelle fest, daß ich über meine Mutter so wenig wie über Vater weiß.

Kopfleuchten: Nach dem deutschen Psychiater und Kunsthistoriker Hans Prinzhorn (1886–1933) ist die Sammlung Prinzhorn, eine Sammlung von verschiedenen künstlerischen Werken Geisteskranker, benannt. Prinzhorn studierte Kunstgeschichte und Philosophie an den Universitäten Tübingen, München und Leipzig. Während des Ersten Weltkrieges erhielt

Vielleicht gibt es Briefe. Ich durchwühle die Schubladen, werde hektisch, als müßte ich jeden Moment mit Mutters Rückkehr rechnen und wollte mich nicht erwischen lassen, wie ich angelegentlich in ihren Privatdingen stöbere.

Jede Menge Plunder kommt ans Licht, Erinnerungskitsch von Urlaubsreisen vor allem. In der untersten Schublade, hinter Bilderrahmen und gebrauchtem Geschenkpapier finde ich schließlich, wonach ich suche: lose und locker hingestreut liegen Kuverts mit unterschiedlichen Handschriften.

Die nächste Stunde bin ich damit beschäftigt, meinen Fund auszuwerten. Post von Schulfreundinnen ist es vor allem, ich kenne keine einzige. Dazu ein paar knappe Mitteilungen von Vater, ungelenk und im Bemühen um Aufmerksamkeit, unsicher und voller Klischees, und doch muß sie sie rührend gefunden haben, vielleicht waren es die einzigen Liebesbriefe, die sie jemals bekommen hat. Dann gibt es noch ein paar Briefe von einem Inder, auf eine Zeit lange vor meiner Geburt datiert, aber es geht daraus hervor, daß die beiden sich niemals sahen; auch fallen Paßfotos aus einem der Kuverts, die keine Zweifel lassen.

Draußen ist es inzwischen Nacht, und ich bin keinen Schritt weiter. Was soll ich jetzt mit den Bildern machen? Mitnehmen und versuchen, das Puzzle zu lösen? Oder alles wegwerfen? Und das Italienerfoto? Wie viel hat es mit mir zu tun?

Ich spiele nervös mit meinen Locken und starre auf den Fremden. Er lächelt mich an und läßt Daumen und Zeigefinger kreisen. Ein Augenblick, und wer weiß heute noch, wie viel außerdem geschah? Papier ist geduldig, heißt es. Der Fremde lächelt und fingert, und Mutter himmelt ihn an, einen Wimpernschlag lang himmelte sie ihn vor der Kamera an und danach ein ganzes Leben in ihrer Erinnerungsschublade, und jetzt ist das Fingern und Anhimmeln wieder in der Welt, und ich sitze ratlos vor einem überschwemmten Tisch, und morgen kommt das Rote Kreuz und nichts ist vorbereitet.



Grafik: Jessy Asmus

Prinzhorn als Assistent eines Militärchirurgen eine medizinische und psychiatrische Weiterbildung. // 1919 wurde Hans Prinzhorn Assistent von Karl Wilmanns an der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg. Seine Aufgabe war es, dort eine Sammlung von Bildwerken Geisteskranker zu betreuen, die Emil Kraepelin angelegt hatte. Als Prinzhorn die Heidelberger

peter p. jones – 1.

Von Steve Kußin

Mein Name ist Peter P. Jones, keine Ahnung, warum. Ich bin in einer Bar, ich kenne diese Bar nicht. Bis eben war ich noch mit ein paar anderen unterwegs, die mich wohl als ihren Freund bezeichnen würden. Hab sie im *Twins* abgehängt, wo ich aus dem Toilettenfenster geklettert bin – waren mir zu jung, um schon so alt geworden zu sein. Das deprimiert mich immer, darum bin ich hier – keine Ahnung, wo.

Gewohnheitsmäßig schau ich mich um, gewohnheitsmäßig entdecke ich eine hübsche Frau an der Bar, die hier ist, um mitgenommen zu werden, weil sie – aber wen interessiert das? Ich stell mich zwei Kleingruppen daneben und winke das Barmännel ran, bestell für die Kleine dort drüben ein großes Schwarzes und mir soll er einen Tequila Sunrise bringen, mit Schirmchen, ach, die sind normalerweise nicht mit Schirmchen? Trotzdem! Als die Getränke kommen, guckt sie ziemlich dumm aus der Wäsche, und da schlag ich sie mir aus dem Kopf. Ich mein, ich hab gar nichts gegen dumme Menschen, ganz im Gegenteil, in den meisten Fällen sind sie viel lustiger. Aber ich kann dumm aussehende Menschen nicht ausstehen, die sind mir unheimlich, ist so 'n subjektives Geschmacksding. Na ja, ich denk mir: Ach Scheiße; trink einen Schluck und hab sie vergessen. Geiles Schirmchen.

Fünf Minuten später tippt jemand auf meine Schulter, ich dreh mich um: eine Frau.

Ich sag: »Ja?«

Sie sagt: »Ich glaub, der Barkeeper hat unsere Getränke vertauscht.«

Ich sag: »Ach, du bist doch die von dort drüben!«

Da schaut die mich gleich wieder so dumm an. Ich weiß nicht, ich finde, wenn Menschen nachdenken, sollten sie dabei nicht dümmer aussehen als sonst.

Sie sagt: »Du bist witzig.«

Ich sag: »Und ich kann auch Mundharmonika spielen.«

Sie lacht dann irgendwie und wir gehen zu ihr. Auf dem Weg versuch ich, keine Fragen zu stellen und nicht

ironisch oder so zu sein, was mir schwerfällt wegen des rosa Elefanten. Sie sagt, daß sie niemals so einen interessanten und witzigen Mann getroffen hat, und ich denk mir: Ach Scheiße.

Bei ihr vögeln wir ein bißchen was und ich geb mir Mühe, daß sie schnell müde wird. Als sie eingeschlafen ist, greif ich mir meine Klamotten und kletter aus dem Toilettenfenster – Macht der Gewohnheit, würd ich mal sagen. Ich geh nach Hause und klingel bei Linda. Aber die macht nicht auf, da poch ich nochmal. Es dauert eine dreiviertel Zigarette und ich mußte noch ein paar Mal klingeln, dann macht sie die Tür auf. Sieht ziemlich abgefickt aus, das Mädels, im Bademantel und mit wuschigem Haar, und das Bettzeug klebt noch als Abdruck im Gesicht fest.

Sie sagt: »Fick dich, Jones. Wie spät Uhr ist es? Fick dich!«

Ich sag: »Danke, Linda, hast mir den Abend gerettet.«

Sie sagt: »Fick dich!«

Ich geh in meine Wohnung und masturbiere in Linda's Gesicht.

Klinik 1921 verließ, umfaßte die Sammlung mehr als 5000 Gemälde, geschaffen von ungefähr 450 psychiatrischen Patienten. Neben den Gemälden enthielt die Sammlung zahlreiche Zeichnungen, Collagen, Textilien, Skulpturen und unterschiedliche Texte, die vorwiegend zwischen 1880 und 1920 in psychiatrischen Anstalten im deutschsprachigen Raum

irgendwo in schweden.

Von Caroline Hemmann

Eins // Schlaksig unsichere, behufte Füße betraten klackend das Innere einer U-Bahn. Erst einer, dann zwei, so daß beide Vorderbeine eines Tiers im Eingang zwischen den automatisch schließenden Türen standen. Die Beine waren dünn, dicht behaart mit braunem Fell und die Hufe wirkten daran so klotzig, als wären es zu große Arbeitsschuhe mit Stahlkappen, die ein kleines Mädchen trug. Ganz langsam schob sich nun auch die Schnauze des Tieres durch die Tür. Große Nüstern sogen neugierig und nervös die Luft im U-Bahn-Wagen ein und tasteten sie auf unbekannte, feindselige Gerüche ab.

Scheinbar keine Gefahr witternd, machten die stelligen Vorderbeine nun noch einen Schritt nach vorn, so daß nun bereits das halbe Tier in der U-Bahn stand. Ein großer, zottelig behaarter Kopf drehte sich zur Seite und präsentierte beim Betrachten des Inneren der Bahn sein mächtiges Geweih. Die runden, dunklen Augen des Elchs waren wachsam und die künstlichen Lichter an der Wagondecke zauberten wunderschöne Reflexe auf ihnen, die ab und zu verschwanden, wenn die Lider des Tiers mit langen Wimpern niederschlugen. Bald erkannte der Elch, daß er in der Bahn allein war und trat vollends ein. Dies geschah jedoch nicht, ohne daß er mit seinem großen Hinterteil an der einen oder anderen Haltestange anstieß. Außerdem blieb er beim Einsteigen mit einem seiner Geweihausläufer in einer Halteschlaufe hängen, welche neckisch scheinbar nur für diesen Zweck von der Decke hing. Während sich die Türen der U-Bahn bereits laut piepend schlossen und diese ihre Fahrt fortsetzte, wackelte das zottelige Tier mürrisch mit seinem Kopf, bewegte ihn schwerfällig von der einen auf die andere Seite und versuchte, sich aus der Schlaufe zu befreien. Dank einer scharfen unterirdischen Linkskurve taumelte der Elch bald nach rechts, wobei sich sein Geweih nun wieder aus der Halteschlaufe löste, die Hufe laut auf dem Wagonboden klackten und der mächtige Elchkörper mit einem großen Rums gegen die Scheibe der U-Bahn schlug. Doch

umfallen konnte das Tier hier nicht. Ein Elch braucht in einer U-Bahn eben viel Platz. Sehr viel Platz. Und so erholte er sich schnell wieder, blickte mit seinen glänzenden, freundlichen Augen umher und schnaufte dabei erleichtert laut durch seine Nüstern aus.

Zwei // Gerade hatte Nils sein Frühstücksbrötchen mit der Gabel aufgespießt und begonnen, es als Flugzeug zu mißbrauchen, als ihn seine Mutter auch schon ermahnte. Ständig mußte sich Nils anhören, seine Phantasie sei für sein Alter viel zu lebhaft und überhaupt solle er sich doch etwas um Konzentration bemühen.

Nils war neun Jahre alt, hatte blondes, dünnes Haar, das um seinen Kopf wilderte, als handelte es sich um Designerbademode in einem Wühltisch beim Sommerschlußverkauf, und überall auf seinem Gesicht waren kleine braune Punkte verteilt. Nein. Das waren keine Sommersprossen, sondern die Rückstände vom morgendlichen Blubbern im Kakao. Die Ermahnungen seiner Mutter ignorierend, schaffte es Nils irgendwie ohne weitere Zwischenfälle durchs Frühstück. Nun zog er sich an, putzte seine Zähne, und ehe er sich versah, saß er mit seiner Mutter im Auto. Gerade als Nils darüber nachdenken wollte, wo sie wohl hinfuhren, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Auf dem gedeckten Frühstückstisch hatte ein frisch gedrucktes Flugblatt von IKEA gelegen. Wie Nils es haßte, dorthin zu fahren. Für die Kinderspielecke war er nach Meinung der Erwachsenen zu alt und seine Mutter brauchte für ihre Kaufentscheidungen einfach viel zu lange. Oft dauerte das Ganze gefühlte acht Wochen und am Ende lagen doch nur ein Tischläufer und irgendwelche stinkigen Teelichter im Einkaufskorb.

Als sie gerade durch das Waldgebiet hinter ihrem Wohnort fuhren, entschied Nils also, daß dieser IKEA-Ausflug keinerlei Sinn hatte, und er begann seine Mutter mit schief gesungenen Kinderliedern zu nerven. Zunächst blickten ihn die Augen seiner Mutter nur scharf über den inneren Rückspiegel an, doch bald konnte er

entstanden. // 1922 veröffentlichte Prinzhorn sein erstes und einflußreichstes Werk, »Bildnerei der Geisteskranken«, reich illustriert mit Bildmaterial aus der Sammlung der für geisteskrank befundenen Patienten. Während Prinzhorns psychiatrische Fachkollegen reserviert auf sein veröffentlichtes Werk reagierten, zeigten sich Kunstliebhaber, Kunstexperten und

sehen, daß sich ihre Hände am Lenkrad verkrampften, ehe sie an den Knöcheln ganz weiß wurden, weil sie so fest das Steuer umklammerten. Nils wußte, daß es jetzt nicht mehr lange dauern würde. Und er hatte recht. Die kreischende Stimme seiner Mutter brach wie ein Trogengewitter über ihn herein. Heftiger Donner und gleißende Blitze trafen sein Trommelfell und brachten es fast zum Zerreißen. Worte wie »Benehmen« und »Anstand« fielen wie Regentropfen zu tausenden auf ihn nieder, aber irgendetwas ...

Drei // Da stand ein Elch in einer U-Bahn. Als dieser bemerkte, daß Nils auch da war, drehte er langsam seinen Kopf, und das verfilzte Fell an seinem Hals raschelte leise. Große, haarige Ohren drehten sich auf ihn zu und wollten Nils belauschen. Doch Nils konnte nichts sagen, kratzte sich vor Verwunderung nur kurz am eigenen Kopf und zerwuschelte sein blondes Haar dabei noch mehr. Nils und der Elch waren froh, daß sie einige Meter in der U-Bahn trennten. So richtig trauten sie sich nicht über den Weg, und der Elch sagte nichts, weil Nils nichts sagte, und Nils sagte nichts, weil der Elch nichts sagte. So vergingen einige spannende Augenblicke der Stille, in denen nur die U-Bahn durch ihr Tunnelsystem dahin ratterte und der Fahrtwind draußen leise Lieder säuselte.

Doch Nils war noch nie gut im Stillsitzen gewesen und so stand er von seinem Sitz auf und machte ein paar vorsichtige Schritte auf das große Tier zu, das nun nervös den Kopf schüttelte und ein wenig mit den Hufen scharrte. Nils leckte angestrengt mit seiner Zunge über die Lippen, streckte wohlwollend die Hand nach dem mächtigen Tier aus, und als der Elch ihn endlich ließ, berührte er das drahtige Haar, das einen eigentümlichen Geruch aussonderte. Nils blickte dem Elch in die Augen und der Elch blickte zurück in Nils' Augen, und in diesem Augenblick dachten beide dasselbe, aber verrieten es niemanden. Sie waren sich ganz nah, so daß beide für einen kurzen Moment nicht mehr wußten, ob sie Elch oder Nils waren.

Der Moment hielt noch eine Weile an und verspülte dann wie eine Sandzeichnung in der Brandung. Der Elch war ganz ruhig geworden und als die U-Bahn an der nächsten Haltestelle zum Stehen kam, blickte er Nils

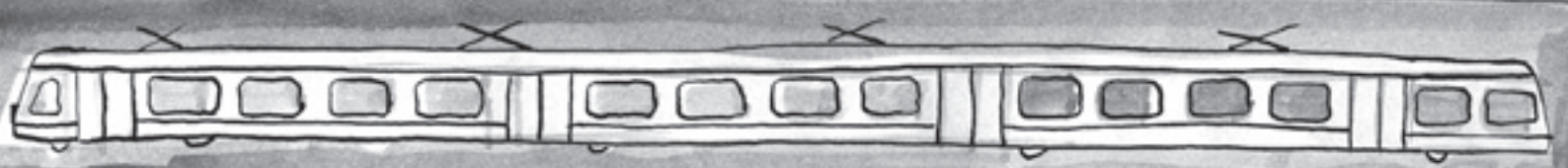
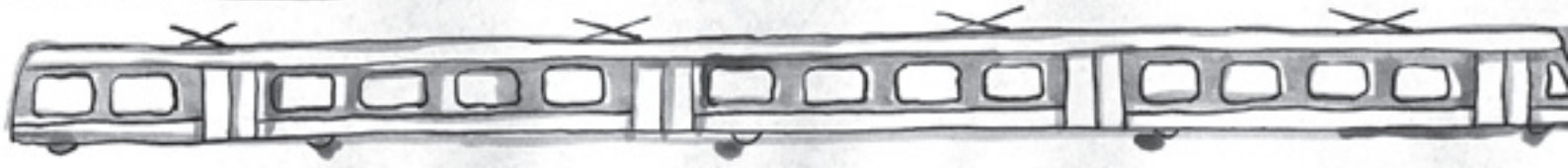
noch einmal an, zwinkerte mit langen Wimpern und stieg dann aus. Diesmal ohne mit dem Hinterteil anzuecken oder sich mit dem Geweih in einer Halteschleife zu verheddern.

Vier // Nils brüllte seiner Mutter ein furchtbar dröhnendes »Stopp!« vom Rücksitz entgegen und übertönte sie damit um mehrere dutzend Male. Sofort vergaß diese ihre Standpauke und trat mit voller, wenn nicht sogar doppelter Kraft auf die Bremse ihres Wagens. Die Reifen machten auf der asphaltierten Straße furchtbar quietschende Geräusche und es dauerte mehrere schrecklich lang andauernde Sekunden, bis das Auto zum Stillstand kam. Doch das tat es schließlich und Nils und seine Mutter saßen nun schwer und nervös atmend im still gewordenen Auto und blickten zur Frontscheibe hinaus.

Genau vor dem kleinen Wagen stand ein Elch, welcher diesen weit überragte. Mama und Nils mußten sich tief im Inneren krümmen, um durch die Scheibe das gesamte Tier erkennen zu können. Der Elch stand dort wie ein Fels und war wahrscheinlich genauso geschockt wie die beiden Menschen in der rollenden Sardinenbüchse. Nun senkte er seinen Kopf und schaute in das Auto hinein. Zuerst blickte er Nils' Mutter an, doch kurz darauf schaute er mit seinen eindringlichen schwarzen Augen zu Nils, und wenn beide zuvor noch nervös gewirkt hatten, beruhigten sie sich nun durch diesen gegenseitigen Anblick. Nils blickte dem Elch in die Augen und der Elch blickte zurück in Nils' Augen, und in diesem Augenblick dachten beide dasselbe, aber verrieten es niemanden. Sie waren sich ganz nah, so daß beide für einen kurzen Moment nicht mehr wußten, ob sie Elch oder Nils waren.

Doch der Moment verflog, als Nils Mutter auf die Hupe drückte und diese laut stöhnend die Stille zerriß. Der Elch machte sich aus dem Hupen gar nichts, hatte wohl aber verstanden, daß er aus dem Weg gehen sollte. Er blickte Nils noch einmal kurz an und setzte dann seine Schritte fort. Schwerfällig schwankend verschwand er kurze Zeit später am Waldrand auf der anderen Straßenseite.

Psychologen von den dokumentierten Patientenarbeiten tief beeindruckt. So ließen sich Künstler wie Alfred Kubin, Paul Klee, Max Ernst oder Pablo Picasso inspirieren. Das Buch, in dem sich der Verfasser mit den Grenzbereichen künstlerisch-individueller Formen der Expressivität und den Gestaltungsmerkmalen Psychosekranker auseinandersetzte, bildete einen



ammann.

Von Till Bender

Dieser Dschungel war über einhundert Millionen Jahre alt, hatten sie gesagt. Ammann versuchte vergeblich, irgendwie ein Gefühl für ein Jahr mit acht Nullen dahinter zu bekommen. Aber er konnte sich einbilden, an diesem Ort einen uralten, einhundert Millionen Jahre tiefen Frieden zu spüren.

»Ort« traf es nicht richtig, fand Ammann. Er stand am Ufer eines stillen Sees, kaum größer als ein Mühlweiher. Statt eines jenseitigen Ufers ragte ihm gegenüber eine an die dreißig Meter hohe Felswand fast senkrecht in die Höhe. Und Wasser und Felsen, der Boden unter seinen Füßen – alles um ihn herum war so übergangslos ganz und gar verflochten mit allem anderen, so sehr Teil vom Ganzen, daß es ihm mehr wie ein ungefähres, willkürliches »Hier« als ein bestimmter Ort vorkam.

Hier wurde seit über einhundert Millionen Jahren jeden Tag dasselbe Stück aufgeführt – der Einakter »Entstehen und Vergehen«.

Hier war alles Leben Nahrung für Leben.

Hier gab es nichts, das nicht vor einhundert Millionen Jahren auch schon dagewesen wäre. Und alles, was damals hier war, war es auch heute noch.

Der Generator sprang an und riß Ammann aus seinen Reflexionen. Einmal mehr staunte er, mit welcher Eleganz und Präzision so ein Zeltlager errichtet werden konnte. Es sah aus wie ein sehr kleiner Campingplatz, und dabei waren sie erst vor einer guten halben Stunde hier angekommen.

Ammann schlug sich heftig mit der flachen Hand in den Nacken und betrachtete nachdenklich den zerquetschten Moskito an seinem Mittelfinger. Könnte ein guter Aufhänger für meinen Artikel sein, diese Theater-Metapher, dachte er, während er zu seinem Gepäck schlenderte. Vielleicht sogar eine Artikelserie. Mit ein wenig Glück ein Buch. Wenn man so eine Chance bekam, mußte man rausholen, was rauszuholen ging.

Jetzt hatte er erst mal sein eigenes Zelt aufzubauen, damit er bis zum Abendessen damit fertig war.

Bald nach dem Essen zogen sich die Wissenschaftler in ihre Zelte zurück. Die einheimischen Expeditions-Hilfskräfte – die Ammann bei sich manchmal immer noch »Träger« nannte – saßen schweigend am Feuer und schienen mit großer Aufmerksamkeit auf die Geräusche der Nacht zu lauschen, als er seine Zigarette ausgeraucht hatte und den Reißverschluß des Eingangs zuzog. Bis übermorgen abend konnten sie die Forschungsstation erreichen. Die Duschen.

Ammann lag auf seinem Feldbett und dachte an Dr. Consuelo Fuentes, die er nicht nur deswegen unwiderstehlich anziehend fand, weil sie sich für seine Arbeit zu interessieren schien, und die jetzt, im Zelt neben ihm lag, wahrscheinlich im T-Shirt – hier entschied Ammann rigide, lieber zu spekulieren, ob sein Redakteur sich mit dem Springer auf D5 ködern lassen würde. Ein ebenso cleveres wie riskantes Manöver. Er glitt in den Schlaf.

Früh am anderen Morgen erwachte Ammann in den letzten Augenblicken der sehr kurzen Dämmerung leicht und ausgeruht, wie meistens nach einer Nacht im Freien. Es war noch ganz still im Camp.

Ammann gefiel das – als erster auf sein. Fühlte sich immer ein kleines bißchen wie ein Vorsprung an. Er kroch aus dem Zelt.

Hey, da war doch noch jemand anderes schon munter: Vorne im See schoben sich die Beine von Consuelo Fuentes behutsam Schritt für Schritt durchs Wasser. Noch besser! Ohne ein Geräusch ging er hinunter zum Ufer.

Ammann schüttelte den Kopf. Soll man eigentlich nicht machen, lächelte er. Etwas abseits an einen Baumstamm gelehnt saß einer der Träger, ein Gewehr quer auf dem Schoß, neben sich im Gras eine schwere Stabtaschenlampe, und schlief. Die Morgenwache.

Dr. Fuentes stand jetzt still wie eine Dekofigur in einem Gartenteich, mit dem Rücken zu ihm, bis zum Po im Wasser. Ammann raunte ihr ein halbleises »Buenos

der ersten Versuche, die Schöpfungen psychisch Kranker zu analysieren. // Prinzhorn arbeitete in der Folge für kurze Zeit an Sanatorien in Zürich, Dresden und Wiesbaden. Ab 1925 führte er eine psychotherapeutische Praxis in Frankfurt am Main. Prinzhorn verfaßte weitere Bücher, die nicht den Erfolg seines Erstlingswerkes erreichen konnten. Seine Hoffnung,

días« zu. Sie reagierte nicht darauf. Ammann begann eben zu befürchten, hier blamabel unsensibel irgendeine Art Morgenmeditation zu stören, da wandte sich Señorita Fuentes zu ihm um und lächelte ihn an.

Nein, genau genommen lächelte sie lediglich auch in seine Richtung; langsam drehte sie sich mit seltsam entrückter Miene einmal um die eigene Achse. Dann ließ sie den Oberkörper ins Wasser gleiten, schwamm mit ruhigen, gleichmäßigen Zügen auf die Felswand zu und tauchte, als sie sie erreicht hatte, ab.

Es dauerte eine volle Minute, bis es Ammann mulmig wurde. Das Wasser war trübe, schon im ganz flachen Uferbereich war der Boden nicht zu sehen, aber er konnte zuverlässig die gesamte Wasseroberfläche überschauen. Er lief unruhig am Ufer hin und her, machte ein paar halbherzige Schritte ins Wasser, nur um gleich wieder rückwärts ans Trockene zu treten und auf einen Felsen zu klettern. Von dort oben wurde er weniger vom reflektierenden Sonnenlicht geblendet, doch entdeckte er auch von oben nirgendwo die leiseste Spur der Frau. Panik stieg in ihm auf. In seiner Hilflosigkeit rief er laut ihren Namen über das Wasser. Im Nu war das ganze Camp auf den Beinen. Die in verschiedenen Sprachen nervös vorgebrachte Frage, was denn geschehen sei, beantwortete Ammann mit einer knappen Schilderung seiner an sich schrecklich unspektakulären Beobachtung. Inzwischen waren über drei Minuten verstrichen. Correll, ein Botaniker, der seit Jahren mit Dr. Fuentes am selben Institut arbeitete und eng mit ihr befreundet war, sah zu Ammann hoch und sagte nur ein Wort: »Wo?«

Ammann zeigte in etwa dorthin, wo sie nach seiner Erinnerung getaucht war.

Correll rannte ins Wasser, daß es schäumte. Nach ein paar Metern drehte er sich noch einmal zu der Gruppe von Leuten um, die wie verstörte Hühner tatenlos am Ufer herumstanden, und rief außer sich: »Worauf wartet ihr denn bloß? Kommt! Helft suchen!« Damit warf er sich nach vorne und flog beinahe über das Wasser

auf die von Ammann bezeichnete Stelle zu. Das löste die anderen aus ihrer Starre. Ohne weiteres Zögern verteilten sie sich watend und schwimmend im See, so konzentriert auf ihre Suche, daß niemand das Fehlen von Ammann bemerkte. Er war beim Absprung vom Felsen so unglücklich weggeglitten, daß er, statt auf den Füßen zu landen, aus fast zwei Metern Höhe flach mit dem Rücken auf den Sand geschlagen war. Die Luft blieb ihm weg, er war benommen, konnte nicht einmal ausreichend atmen, um auf sich aufmerksam machen.

Wie aus weiter Ferne hörte er aufgeregte Stimmen: »Hier ist irgendein Loch!« Das war Correll. Jemand rief: »Was für ein Loch?« Und wieder Correll: »Ein Loch in der Felswand. Dicht unter der Wasseroberfläche. Wartet!« Stille. Dann ein tiefes Einatmen, gefolgt von einem nasen Husten. »Da ist ein verdammt Tunnel. Oder eine Höhle. Kann ich nicht sagen. Ich brauche Licht!«

Ammann raffte sich mühsam auf und stolperte zu seinem Zelt. Im Rucksack hatte er eine kleine starke Kopfleuchte. Bestimmt keine Höhlentaucherausrüstung, aber wasserdicht war sie. Bis zu drei Metern Tiefe. Wenn niemand schneller was Besseres fand ..., ach ja, immer zuunterst, was man gerade sucht ..., noch mal systematisch ..., gibt's doch nicht ..., Seitentasche? ..., andere Seitentasche? ..., Deckeltasche? ... – ah: Jacke! Na bitte.

Er eilte zurück zum Ufer und rief: »Hier kommt Licht!« Doch je näher er dem Wasser kam, umso langsamer und kürzer wurden seine Schritte. Als er den Felsen erreicht hatte, wußte er, daß niemand seine Lampe mehr brauchte. Von der fiebrigen Hektik einer Rettungsaktion in vollem Gange war nichts mehr übrig. Die, die gerade eben noch Retter gewesen waren, hatten sich mit gespenstischer Ruhe und Gelassenheit wassertretend dort versammelt wo Consuelo Fuentes verschwunden war.

Aber sie suchten nicht. Sie warteten. Sie warteten, bis sie an der Reihe waren. Einer nach dem anderen

eine feste Anstellung an einer Universität zu erlangen, erfüllte sich nicht. Desillusioniert durch seine berufliche Erfolglosigkeit und dem Scheitern dreier Ehen übersiedelte Prinzhorn zu einer Tante nach München. Zurückgezogen lebte er von gelegentlichen Vorträgen und dem Verfassen von Texten. // Nach dem Tod Prinzorns (1933) wurde die Sammlung

tauchten die Köpfe ab. Jetzt waren es noch zwei. Etwas bäumte sich in Ammann auf, protestierte gegen das Irreale. Er schrie, wedelte mit den Armen, schleuderte einen Stein in ihre Richtung. Der traf die Felswand, prallte ab und platschte ins Wasser. Einer der beiden, es war einer der Einheimischen, schaute wie beiläufig in seine Richtung. Als die Wellenkreise verebbt waren, waren auch die beiden letzten Köpfe fort.

Ammann wußte nicht, wie lange er dort noch stand. Alles Zeitgefühl war ihm abhanden gekommen. Irgendwann sank er im Schatten eines Baumes zu Boden.

Ammanns Verstand war noch nicht wieder in der Lage, sich zu wundern, als am Nachmittag unvermittelt ein alter Mann aus dem Dschungel trat. Er war barfuß, trug eine ramponierte Baseball-Mütze auf dem Kopf, hatte so etwas wie eine Turnhose an und ein ausgebleichenes T-Shirt, auf dem gerade noch das schwindende Wort PEPSI zu lesen war. Er sah sich um, ließ seinen Blick über das leere Camp gleiten und setzte sich neben Ammann auf die Erde.

Nach einer Weile begann er zu reden. Ammann verstand nichts, aber er hörte gerne zu. Die Worte klangen freundlich. Immer wieder kam ein Ausdruck vor, bei dem der alte Mann auf das Wasser zeigte. Ammann wiederholte ihn im Tonfall einer Frage und zeigte auch auf das Wasser. Noch einmal sagte der Alte das Wort und nickte lächelnd, offenbar sehr zufrieden mit der gelungenen Kommunikation.

Gemeinsam schwiegen sie noch etwas, bis der alte Mann aufstand und Ammann bedeutete, mit ihm zu kommen. Ammann folgte ihm in den Wald. Dann wurde es schnell dunkel.

Zwei Wochen später tauchte in einer kleinen Siedlung, die von ihren mehrheitlich europäischstämmigen Bewohnern als der äußerste Rand der Zivilisation betrachtet wurde, ein beinahe nackter schmutziger Mann auf,

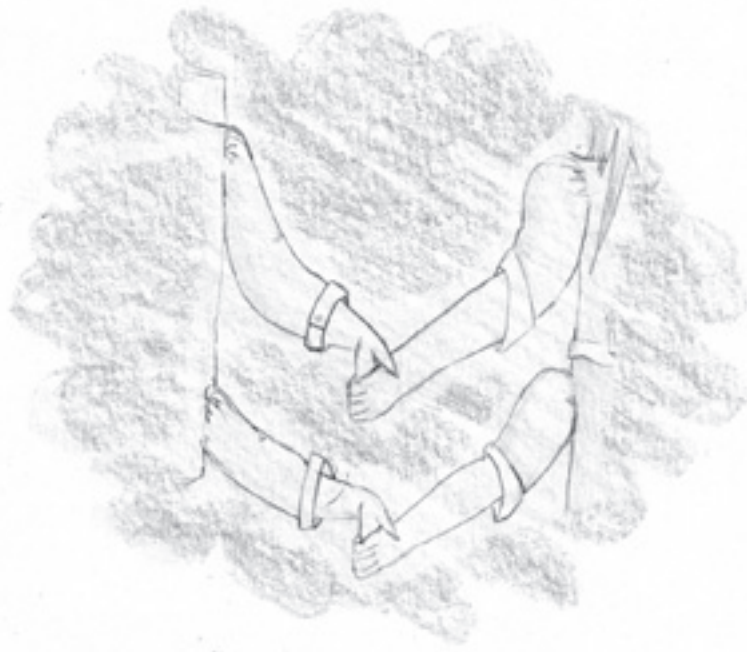
wie vom Urwald ausgespuckt. Man bekam nicht heraus, wer er war, woher er kam oder was seinen bemitleidenswerten Zustand bewirkt hatte, denn alles, was der Mann auf jede Frage antwortete, war ein einziges Wort, das niemand verstand. Die hilfsbereiten Leute brachten ihn zum Arzt, der nach einer kurzen Untersuchung feststellte, daß ihm körperlich anscheinend nichts fehlte, was nicht nach ein paar Tagen Ruhe und ordentlichem Essen von selbst wieder in Ordnung kommen würde.

Ein Grund für den Doktor, seine Praxis genau hier zu eröffnen, lag darin, daß er ein enthusiastischer Hobby-Anthropologe war. Er interessierte sich seit langem für die Kultur der Menschen, die in dieser Gegend in kleinen Dörfern im Dschungel wohnten. Er hatte sich sogar bemüht, ansatzweise ihre Sprache zu erlernen. Das von dem jungen Mann immer wieder ausgesprochene Wort mochte wohl dieser Sprache entstammen. Er würde dem nachgehen.

Am Abend zog er eines der wahrscheinlich auflagenschwächsten Wörterbücher der Welt aus seinem Regal, blätterte darin hin und her, stellte Vergleiche mit seinen eigenen Aufzeichnungen an und fand schließlich einen Eintrag, der durchaus ein Treffer sein konnte. Vorausgesetzt, daß der Mann auch wirklich die Vokabel meinte, die er sagte, und sie nicht falsch aussprach. Aber wenn man bedachte, wie essenziell dieser Ausdruck offenkundig für ihn war, durfte man wahrscheinlich davon ausgehen.

Der Doktor legte seine Brille auf den Schreibtisch, rieb sich die Augen und nahm einen Schluck Tee. Er fragte sich, ob er sie wohl gesucht, entdeckt oder vielleicht auch nicht gefunden hatte, diese ominöse »1. geeignete Stelle zu überqueren, Furt; 2. Abkürzung«.

auf einem Dachboden der Heidelberger Universität verstaubt. 1937 wurden einige Arbeiten aus der Sammlung in der nationalsozialistischen Propagandaexposition »Entartete Kunst« in München präsentiert und zum Vergleich mit Werken von Künstlern der Klassischen Moderne mißbraucht, um Werke des Deutschen Expressionismus in Gegenüberstellung zu



Im Winter kann man sich
manchmal nicht entscheiden.

stimmengewirr.

Von Bülent Kacan

Du solltest dir nachts die Ohren zuhalten, willst du nicht vollends den Verstand verlieren. Es ist nicht so sehr das ekstatische Zirpen der Zikaden oder das metallene Flimmern des Sternenhimmels hoch oben über dir, das, zusammengenommen, einen ohrenbetäubenden Lärm verursacht. Schlimmer noch als diese infernale Geräuschkulisse, die, so bitter und unangenehm sie auch sein mag, eine gewöhnliche Begleiterscheinung dieser an sonderbaren Erscheinungen üppig gesäten Jahreszeit ist, ist das unheimliche Gemurmel auf offener Straße, das Geheule und Geraune fremder, unbekannter Gestalten, die, womöglich auf dem Heimweg nach einer durchzechten Nacht, halt unter deinem Fenster machen und dich um deinen verdienten Schlaf bringen.

Möglicherweise magst du nicht hinhören und hältst dir auch seit geraumer Zeit die Ohren mit beiden Händen zu, vergräbst dein Haupt tief unter dein verschwitztes Kopfkissen, doch so sehr du dich auch bemühen magst, das wirre Geflecht kreischender und dröhnender Stimmen draußen auf der Straße dringt unaufhörlich zu dir herüber, fällt über dich her, schneidet und brennt in deinen Ohren, verwirrt, verstört und verängstigt dich. Und blickst du, nachdem du dich unzählige Male vergeblich hin- und hergewälzt und dich unter wüsten Beschimpfungen mühsam aus dem Bett gequält hast, mit müden, halbverschlossenen Augen aus dem Fenster, so wirst du zwar die Schatten der Störenfriede gegenüber an der Häuserwand sehen, die Unruhestifter selbst aber erkennst du nicht. Du wirst also das Fenster öffnen und dich, nachdem du erkannt hast, daß ein flüchtiger Blick nicht ausreicht, weit aus dem Fenster lehnen und lautstark um Ruhe bitten. Doch niemand wird deinem Anliegen nachkommen, ein schallendes Gelächter – von wem und woher, weiß niemand – wird deine Bitte gewissermaßen mit blankem Hohn strafen. Trotzdem, und dies mag ein unerhörtes Vergehen sein, ziehst du dir wütend deinen Morgenmantel über, schlüpfst du

sozusagen wutentbrannt in deine Hausschuhe und wagst dich, trotz besseren Wissens, angesichts der bedrohlichen Lage keinesfalls allein hinauszugehen, auf die Straße. Noch im Treppenhaus wirst du es dir anders überlegen, wirst du umkehren und dich mit jenem Schlagstock bewaffnen, den du schon seit eh und je vorsichtshalber hinter deiner Haustür für den Fall der Fälle versteckt und verborgen hältst, um nun, selbstsicher und für das Schlimmste gewappnet, das dunkle Treppenhaus hinab zu steigen, welches bis zuletzt unbeleuchtet bleibt, so oft du auch die Lichtschalter betätigst.

Draußen auf dem Pflaster wird dir schlagartig bewußt, daß du dich geirrt hast – niemand ist zu sehen. Dennoch wirst du Ausschau halten, wirst du die enge und krumme Gasse auf- und abgehen in der Erwartung, deine Einbildung, deine Täuschung sei kein Irrtum, wirst du aufmerksam, beinahe besessen dem kleinsten Geräusch nachgehen, dem kaum wahrnehmbaren, raschen Trippelgang einer verschreckten Maus, die zügig an dir vorbeihuscht und rasch in einen winzigen Spalt des Asphalts verschwindet, wirst du mit allen Sinnen das krächzende Hin- und Herwanken eines verbogenen Verkehrsschildes drüben an der Straßenkreuzung verfolgen, aber auch das unerträgliche Klappern eines defekten Fensterrollos irgendwo in der Ferne keineswegs aus den Augen verlieren. Schlußendlich wirst du aber doch deinen Irrtum eingestehen müssen, wirst du vor Müdigkeit gähnen und dich schütteln – denn die sternenklare Nacht ist bitterkalt – wirst du umkehren und in dein warmes Bett schlüpfen wollen, den Schlagstock noch immer fest in deiner rechten Faust vergraben. Kaum aber erscheinst du vor der Eingangstür, wirst du, unscheinbar erst, dann aber, je weiter du in das Treppenhaus eintauchst, dieselben unwirklichen Geräusche vernehmen, wie sie eben noch auf der Straße zu hören waren. Um es vorweg zu sagen: Sie stammen allesamt aus deiner Wohnung. Du kannst es auch gar nicht leugnen, schließlich bist du es selbst

diffamieren. // Seit den 1950er Jahren werden die Werke aus der Sammlung Prinzhorn der Art brut zugerechnet. Art brut (franz. für »unverbildete, rohe Kunst«) ist ein Sammelbegriff für autodidaktische Kunst von Laien, Kindern und Menschen mit geistiger Behinderung. Die Bezeichnung ging vom französischen Maler Jean Dubuffet aus, der sich eingehend mit

gewesen, der das Schlafzimmerfenster beim Verlassen der Wohnung sperrangelweit offen gelassen hat. Vorsichtig, beinahe ängstlich wirst du die Treppenstufen hinauf schleichen und acht darauf geben, daß deine Hausschuhe nicht über den kalten Betonboden schleifen, wirst deinen Atem anhalten, wenigstens aber auf das Nötigste reduzieren, wirst du jedes Geräusch in deiner unmittelbaren Umgebung aufmerksam verfolgen, bis du endlich vor deiner Haustür stehst. Selbstverständlich wirst du nun, trotz der ungewöhnlichen Kälte, die dich umgibt, wahnsinnig schwitzen, wirst du jetzt deinen eigenen Pulsschlag hören können, wie er dir Schlag um Schlag unablässig in deinen Ohren dröhnt, während du in deinem Morgenmantel, blind wie ein Maulwurf – das Treppenhaus ist aufgrund der defekten Beleuchtung noch immer stockfinster – nach deinen Schlüsseln suchst.

Behutsam, mit viel Fingerspitzengefühl wirst du deinen vergrabenen Haustürschlüssel in der Seitentasche deines Morgenmantels zu fassen wissen und ihn akribisch, nahezu unbemerkt in das alte, verrostete Schloß einführen, wirst du, aus Angst, du könntest dabei das kleinste verräterische Geräusch erzeugen, deine müden und blutunterlaufenen Augen schließen, wirst du langsam den verfluchten Schlüssel umdrehen und, während du noch panisch die Haustür öffnest, ein unheimliches Gemurmel aus der Küche hören. Glücklicherweise, wirst du in diesem Augenblick denken, hältst du noch immer deinen Schlagstock in der Hand. »Sie da! Kommen Sie sofort raus! Es hat alles überhaupt keinen Sinn, wir sind ja doch zu zweit!«, wirst du nun energisch und entschlossen rufen, doch niemand wird dich hören. Niemand wird reagieren, der Schlag mit deinem Knüppel gegen die Küchentür wird folgenlos bleiben. Auf das Äußerste angespannt, wie du bist, wirst du aufgeregt, beinahe hysterisch den Lichtschalter an der Küchenwand absuchen, das Licht einschalten und – niemanden antreffen. Der Kühlschrank summt wie immer. Dir aber erscheint das Geräusch eindringlicher und unerträglicher als gewohnt. Auch das Deckenlicht erzeugt unentwegt ein, wie dir plötzlich auffällt, wie dir plötzlich in den Sinn kommt, unwirkliches Summgeräusch, du hörst den Strom förmlich durch die Decken und Wände

deiner Wohnung fließen. Nachdem du dir eingeredet hast, daß die intensiven, in gewisser Weise penetranteren Eindrücke, die du gegenwärtig unablässig wahrnimmst, nur die notwendige Folgeerscheinung einer Schlafwandlung sein kann, wirst du glauben, vollständig zu erwachen, indem du deinen Schädel unter die Wasserbrause hältst. Du wirst dich also erfrischen. Anschließend wirst du, durchnäßt bis auf das Unterhemd, Durst bekommen, die ungewöhnliche Situation zerrt sichtbar an deinen Nerven. Du wirst ein Glas aus dem Küchenschrank nehmen, doch das schreiende Geräusch der verrosteten Scharniere wird dir unheimlich in den Ohren schmerzen. Trotzdem du vollkommen erschöpft bist und dir nichts sehnlicher wünscht, als dich augenblicklich schlafen zu legen, wirst du noch einmal zum Kühlschrank gehen, die Tür öffnen und eine Flasche Wasser aus dem untersten Fach entnehmen. Nachdem du nun die Flasche geöffnet und das Glas gefüllt hast, wirst du dich über das zischende Geräusch der verschlossenen Flasche wundern. Kopfschüttelnd, in der Überzeugung, daß du, obwohl du den Alkohol üblicherweise verschmähst, am Abend zuvor ausgiebig vom Rotwein, den du nie besorgt oder besessen hast, getrunken haben könntest, wirst du dich kopfschüttelnd in dein Schlafzimmer begeben, wirst das Küchenlicht ausschalten, auch wenn der elektrische Strom weiterhin durch die Decke und Wände deiner Wohnung summen wird, wirst du, nachdem du dich völlig verwirrt und verstört in dein Bett gelegt und mit weit aufgerissenen Augen die Bettdecke über den Kopf gerissen hast, unentwegt die halbwegs verschlossene Mineralwasserflasche zischen und den Kühlschrank brummen hören, das unaufhörliche und unbeirrte ekstatische Zirpen der Zikaden, das unnachgiebige metallene Flimmern des Sternenhimmels, das ununterbrochene Wanken des verbogenen Verkehrsschildes an der Straßenkreuzung, das unermüdliche Gewimmel und Getrampel einer teuflischen Mäusebrut dort draußen auf dem Asphalt, das ewige Klappern eines defekten Fensterrollos irgendwo in der Ferne, wirst du erneut das Geraune und Gestöhne unter deinem Fenster hören, dieses unheimliche Gekicher und Gelächter.

einer naiven und antiakademischen Ästhetik beschäftigte. Art brut ist weder eine Kunstrichtung noch eine Stilbezeichnung, sondern beschreibt eine Kunst jenseits etablierter Kunstformen und -strömungen. // 2001 wurde der Sammlung Prinzhorn ein eigenes Museum im Universitätsklinikum Heidelberg in einem umgebauten ehemaligen Hörsaal gewidmet.

f wie freiheit.

Von Andreas Budzier

Trimineurin, Citalopram, Opipramol, Tavor. Hatte Klaus Kleinbauer alles schon mal verschrieben bekommen. Als besonders interessant sah er den Fakt an, daß bei Citalopram als Nebenwirkung Depressionen auftreten können, obwohl es ein Antidepressivum ist. Was er außerdem in der ersten Woche hier in der Klinik gelernt hatte, war das Prinzip der Abgrenzung. Kein so schönes Wort wie Freiheit oder Fernseher. Freiheit gab es hier nicht, noch nicht mal die Fenster durfte er selber öffnen, geschweige denn fernsehen.

Draußen flogen Vögel am Firmament vorbei. Der F-Laut hatte eine besondere Anziehung auf Klaus. Warum, wußte er nicht. Niemand in seiner Familie hatte einen Namen, der mit F begann. Seine Adresse beinhaltete nicht mal eins und auch der Tag seiner Geburt war kein Freitag. Keine Ahnung, dachte Klaus, es klingt einfach schöner als ein kehliges K oder ein zischendes Z.

»Herr Kleinbauer, kommen Sie bitte? Die Gruppe beginnt gleich«, sagte die Schwester, welche gerade das Zimmer betrat.

»Freiwilligen Fußes folge freimütig ich.«

Die Schwester öffnete eines der Fenster, nachdem sie sich vergewissert hatte, daß der Patient sein Zimmer verlassen hatte.

»Das funktioniert nicht ganz«, bemerkte Klaus, als er den großen Raum betrat, von dem die einzelnen Patientenzimmer abgingen. Links von ihm war der verglaste Raum, in dem die Schwestern aufpaßten. Noch eine Tür weiter links ging es zum Aufenthalts- und Esszimmer. Rechts hingegen fanden sich nun auch die anderen Patienten ein, die ebenfalls in seiner ersten Gruppe waren. Die genaue Einteilung der Gruppen hatte Klaus noch nicht so genau durchschaut. Seine Vermutung war eine Wahl nach Wissensstand. Die Deppen kamen in die zweite und die Klugen in die erste Gruppe. Warum eigentlich erste und nicht vierte? Wäre wenigstens ein F-Laut. »Ein Satz nur mit F-Wörtern, das wär' doch mal was.«

Im Gruppenraum standen zwölf Stühle in einem Kreis. Die meisten davon waren bereits besetzt und so blieb ihm nur noch der Platz neben einer der beiden Therapeutinnen. Wie immer begann es mit Schweigen. Während die Therapeutinnen darauf warteten, daß irgendjemand irgendwie auf sich aufmerksam machte, schaute Klaus aus dem großen Fenster rechts neben sich. Gerade waren keine Vögel am Himmel erkennbar.

»Wolkenfreie Freiluft«, kam es aus seinem Mund. Erschrocken sah er in die Runde. Eigentlich hatte er vor, nur zu sich selber zu sprechen, aber manchmal wollten die Worte nicht so leise sein.

»Herr Kleinbauer«, fragte Frau Ehling und drückte auf ihren Kugelschreiber, »wie geht es ihnen heute?«

»Och, frei von Fadheit. Die meisten Sätze haben wenigstens ein F.«

»Da siehst man's wieder«, rief Frank. Klaus beneidete den älteren Mann wegen seines Namens. »Die sind doch alle durchgeknallt hier, nur ich nicht. Ich bin völlig falsch hier.«

»Herr Felten, könnten sie sich bitte beruhigen, wir wollen heute über Herrn Kleinbauer sprechen«, bat Frau Ehling, die schnell etwas auf einem Zettel notierte.

»Du bist normal?«, konterte Klaus. »Du wurdest vor zwei Monaten von der Polizei hierher gebracht, weil du dich umbringen wolltest. Ich bin wenigstens freiwillig hier.«

»Ach, der feine Herr hat es sich ja selber ausgesucht. Woher sollte ich denn wissen, daß man nach einem Suizidversuch eingewiesen wird.«

Frank war von seinem Stuhl aufgestanden. Alle anderen sahen ihn schüchtern an. Um hier auf der Station Fortschritte zu machen, sollte man lieber nicht auffallen, das wußte eigentlich jeder, aber sich daran zu halten, war manchmal ein bißchen schwer.

Suizid war ein Wort mit zwei zischenden Lauten. Kein Wunder, daß so was nicht gut war. Darüber hatte sich Klaus lange Zeit Gedanken gemacht. Die sicherste

Hier dient die Sammlung weiterhin erkenntnistheoretischer, wissenschaftlicher Erforschung. Regelmäßig wechselnde Ausstellungen finden hier statt, in die bei den Eröffnungsfeierlichkeiten mit wissenschaftlich profunden Erörterungen zur jeweiligen Thematik von Klinikern oder Kunsthistorikern eingeführt wird. (Quelle: Wikipedia)

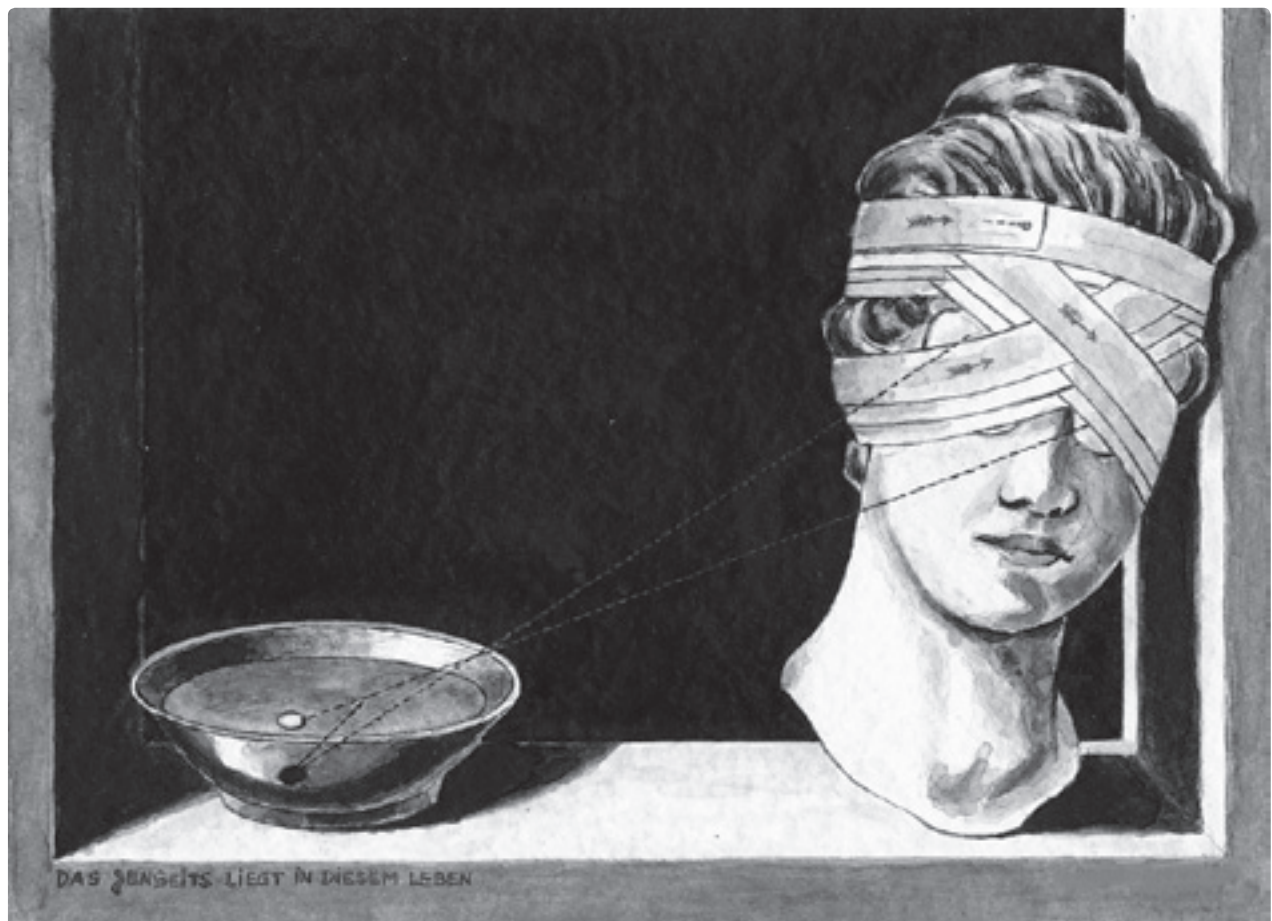
Variante war ein Schlauch, mit dem man die Abgase eines Autos in die Fahrerkabine leiten würde. Genau aus folgendem Grund war er nun hier: Sauerstoffmangel begann mit S.

»Alles Bescheuerte.«

»Frank. Bleib ruhig. Du benutzt zu viele S-Laute. Aber zurück zu ihrer Frage. Mir geht es gut, das Trimineurin wirkt. Ich habe schon seit zwei Tagen nicht mehr den Gedanken im Hinterkopf.«

Plötzlich wurde die Tür des Gruppenraumes aufgerissen. Völlig außer sich stürzte Frida in den Raum und rief um Hilfe.

Als beide Therapeutinnen, die immer bei diesen Gesprächsgruppen anwesend waren, aufsprangen und in eines der Patientenzimmer liefen, überlegte Klaus, ob das alles so richtig war. Tavor hatte einen F-Laut. Überdosis klang nach S. Abgrenzung war gar nicht so schwierig, trotz des S. Die Vögel, die erneut am Himmel erschienen, waren Enten. Als Nächstes wollte er Frau Ehling fragen, ob ein E nicht besser war. So wie in Entlassung.



Grafik: Julia Kulewatz

Nachfolgend veröffentlichen wir auch in diesem Jahr die Preistexte des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbes 2012. Junge Autorinnen und Autoren aus Thüringen im Alter von 15 bis 35 Jahren waren aufgerufen, selbstverfaßte Prosa oder Lyrik einzusenden. Eine Jury vergab die drei Hauptpreise sowie die drei Schülerförderpreise für Schülerinnen und Schüler Thüringer Regelschulen und Gymnasien.

Der Wettbewerb wird vom Förderverein Humanistenstätte Engelsburg e. V. und der Landeshauptstadt Erfurt ausgerichtet; unterstützt wird er vom Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, der Sparkasse Mittelthüringen, dem Studentenzentrum Engelsburg, der Universität Erfurt sowie der Buchhandlung Hugendubel Erfurt; Medienpartner sind Thüringer Allgemeine, Radio F.R.E.I. sowie das hEft. // Mehr Informationen zum Wettbewerb: www.hessus.eburg.de

spanien.

Jurypreis

Von Jakob Zwiebler

Es ist Spanien und die Diktatur ist schon eine Weile in Gang, vielleicht also ist es 1940; hier aber ist noch nicht viel geschehen, denn jenes Dorf in den Pyrenäen, in dem ich lebe, ist das abgeschiedenste. Ihr kennt es bestimmt nicht; es ist nicht bekannt geworden durch meine Anwesenheit und auch später nicht durch meine Abwesenheit. Ich habe nicht viel geschrieben, noch weniger veröffentlicht, und was veröffentlicht worden ist, das ist nicht gut. Darum bin ich auch überrascht gewesen über den Anruf des Sicherheitsbeamten, der mir mitteilte, daß meine Schriften, obwohl sie nicht gut seien, mich in Probleme gebracht hätten, denn sie würden einigen Ansichten widersprechen, die zur Zeit in Spanien die richtigen sind. Gut, sagte ich, und was nun? Nur keine Sorge, sagte beruhigend der Sicherheitsbeamte, wir schicken jemanden vorbei, der sich um Sie kümmert. Und legte auf.

Ich sage, ich war überrascht gewesen, aber doch eigentlich nicht über den Inhalt des Gesprächs, denn sicherlich sind mir meine Schriften wohl bekannt, und auch die Ansichten der Diktatur sind mir bekannt und ich weiß, daß da einiges hervorschaut, wenn man sie übereinander legt. Aber daß sie es mir gesagt hatten, daß es sich so verhält, das wunderte mich, noch dazu ein Anruf! Ich habe erst seit wenigen Monaten das Telefon, ich glaube, es gibt nur zwei andere im Dorf, die eines haben, und ich freue mich jedes Mal, wenn es klingelt, und ich weiß noch genau, wie oft es geklingelt hatte, als der Sicherheitsbeamte anrief, war es erst das zweite Mal gewesen, und groß war darum meine Freude, und sie blieb es auch noch eine Weile, nachdem er aufgelegt hatte, erst danach begann ich, mich zu wundern. Vielleicht hatten sie sich nur vergewissern wollen, daß ich auch zuhause bin? Es ist ja ein weiter Weg hier hinauf, den wollten sie nicht umsonst machen. Dann ist es doch ärgerlich, daß ich abgenommen hatte, denn wenn nicht, hätten sie vielleicht gedacht, ich wäre nicht da, und wären nicht gekommen; aber ich glaube, ich hätte trotzdem abgenommen, auch wenn ich das alles gewußt hätte, denn, wie gesagt, es war erst der zweite Anruf gewesen, der erste war außerdem nur ein Klingeln gewesen und nichts weiter, da war niemand am anderen Ende gewesen, der gesprochen hatte, und jetzt weiß ich wenigstens, daß das Telefon funktioniert.

Gewiß, ich hatte, wie alle anderen, überlegt, das Land zu verlassen. Zeit hatte ich genug gehabt, ich war nicht von erster Wichtigkeit gewesen für die Diktatur, es hatte eine ganze Menge anderer gegeben, die vor mir an der Reihe waren. Ein oder zweimal hatte ich auch angefangen, meinen Koffer zu packen, aber wohin hätte ich denn gehen sollen? Sagte ich mir und packte alles wieder aus. Es lag vielleicht auch am Geld, ich hätte mir etwas borgen können, aber ich borge nur, wenn es sein muß, und ob es so war oder nicht, das wußte ich nicht mit Sicherheit, erst als der Anruf kam, da wußte ich es.

Es gibt keine Polizei im Ort, nur einen sanftmütigen Ordnungshüter, der nebenbei, wenn er entlang der einzigen Straße spazieren geht, nach dem Rechten sieht und zögerlich zu schlichten sucht, wenn etwa zwei Nachbarn sich wegen eines umgefallenen Baumes streiten. Wegen dem muß ich mir keine Sorgen machen, er hat ja nicht einmal eine Pistole oder irgendein andres Instrument derart, das mich, mit sicherer Hand in den Rücken gehalten, zum Mitkommen hätte bewegen können. Wahrscheinlich weiß er gar nicht Bescheid, er ist ja kein Amtsträger, und was er an richterlicher Autorität besitzt, ist ihm allein durch Zuverlässigkeit, Redlichkeit und unerschütterliche Objektivität zugekommen, nicht durch die richtigen politischen Ansichten. Es ist also, denke ich, bevor sie kämen, sich nach meinem Haus erkundigten, an die Tür klopfen, sie einschlagen, wenn ich nicht antwortete, und mich mit sich nähmen, noch ein wenig Zeit.

Da klopft es, ich erschrecke, aber sie können es noch nicht sein, und darum gehe ich zur Tür und mache auf. Es ist Miguel, der Bäckermeister, oder wenigstens glaube ich es, denn da sein Laden am andern Ende des Dorfes liegt und ich nicht jeden Tag den Hang hinauf und hinunter laufen will, um frische Brötchen zu haben, stattdessen lieber einen Jungen bezahle, daß er es für mich tut, kenne ich ihn nicht, den Bäckermeister; aber er trägt einen Korb mit Brötchen im Arm und sagt, ich bin Miguel, der Bäckermeister, der kleine Guillermito ist heute krank und darum bringe ich die Brötchen selbst. Ich habe kein Geld in den Taschen, aber er hat ohnehin ein freundliches Gesicht und darum bitte ich ihn herein.

Wahrhaftig, ich weiß nicht, woher mir der Gedanke kommt oder die Absicht, ihn auszuführen, jedoch es wird mir mit einem Mal bewußt, daß wir nun zu zweit sind in meinem Haus, die Sicherheit aber sucht nur einen. Da sitzen wir schon beieinander auf meinem Sofa, ich habe, wie es scheint, mein Geld verlegt und kann es nicht finden, und habe für die Zeit des Wartens eine Flasche Wein auf den Tisch gestellt, mein bester Wein ist das, den ich mir für eine besondere Gelegenheit aufgehoben habe, das ist sie vielleicht nicht, aber es ist die letzte; und er will gern trinken, aber nicht allein, das Brot, sagt er, muß auch nicht gleich bezahlt sein, und so setze ich mich zu ihm und wir trinken gemeinsam. Ein angenehmer Mensch, denke ich, der viel lacht und gern erzählt, der lang und mühsam arbeitet und, wie es scheint, wenig hat, aber er ist zufrieden; kurzum, ich mag ihn sehr, sonst würde ich ihn wohl doch hinauswerfen, so aber halte ich ihn bei mir und hole sogar noch eine zweite Flasche Wein, den zweitbesten, und als endlich das Klopfen an der Tür unser Erzählen unterbricht, sage ich, als wüßte ich nichts, ich werde einmal nachsehen, wer es ist, während ich in Wirklichkeit aus einem Fenster, unbemerkt von ihm und der Sicherheit, das Haus verlasse. Da nun die Sicherheitsbeamten, die zu dritt und ungeduldig vor der Tür stehen, keinen Einlaß erhalten, treten zwei zurück und der dritte rennt sie ein, finden den Weg ins Innere und nehmen ihn mit, der hier wohnt. Das höre ich nur aus der Ferne, denn ich bin bereits auf dem Weg zum Haus des Bäckermeisters.

...

Seit einigen Monaten führe ich nun das Leben des Bäckermeisters Miguel und ich habe es gut; ich stehe früh auf und habe ständig Husten wegen des Mehls, das ich Tag für Tag einatme, wenn ich backe, aber ich habe ein sicheres Einkommen, ein kleines Haus, und die Leute achten mich und freuen sich, wenn

sie zu mir in die Bäckerei kommen, denn ich habe für alle ein freundliches Gesicht und weiß von jedem, ohne daß er es sagen müßte, was er haben will und wie viel.

Zu Anfang war es nicht leicht; was wußte ich denn vom Backen? Aber Miguel war zu meinem Glück ein sehr ordentlicher Mensch und hatte von allem, obwohl er selbst es sicher nicht brauchte, ein Rezept, fast sage ich, mir da gelassen. Dennoch mußte ich sehr früh aufstehen am nächsten Tag, Miguel stand für gewöhnlich um halb fünf auf, jedenfalls zeigte es so sein Wecker an, der neben dem Bett stand, ich aber stellte ihn auf um drei, um auch mit Sicherheit alles fertig zu haben, wenn am nächsten Tag die frühesten Kunden in meine Bäckerei kämen. Und es gelang mir, und so überstand ich den ersten Tag, und wirklich war das Brötchenbacken der schwierigste Teil, und das Verkaufen danach sehr leicht, daß ich die Preise nicht wußte, fiel nicht auf, denn die Leute kauften alle seit vielen Jahren ihre Brötchen bei Miguel, wie ich ja auch selbst meine Brötchen seit vielen Jahren bei Miguel gekauft hatte, und keiner fragte noch, was er zu zahlen hatte. Freilich gab es manche an jenem ersten Tag, denen die Brötchen zu hart waren oder zu weich oder schlecht gesalzen, und die, die sich beklagten und nun nicht mehr kommen wollten, kamen doch alle bald wieder, denn für sich selbst backen, das wollten sie nun auch nicht, und zudem dauerte es nicht lang, da war alles so gut, wie es früher gewesen war, oder vielleicht noch ein wenig besser, und ich mußte auch nicht mehr um drei aufstehen, sondern stellte den Wecker wieder auf halb fünf.

Und keiner wunderte sich, daß es nicht Miguel war, der im Laden stand und sie bediente; ich trug die Bäckermütze Miguels, seine Schürze und selbst seine Schuhe, obwohl sie mir zu groß waren. Für sie war ich der Bäckermeister, und wenn sie mit mir sprachen, nannten sich mich mit seinem Namen. Dann wand ich mich ab und lachte heimlich darüber, wie einfältig die Leute sind, daß sie ohne weiteres annehmen und es gar nicht prüfen, ob es jeden Tag der Gleiche ist, der in ihres Bäckermeisters Kleidern steckt; die meisten sehen nicht einmal hin.

Nichtsdestoweniger war es ein großes Glück, daß Miguel in seinem Haus allein wohnte, denn wie wäre eine Ehefrau zu täuschen gewesen oder vielleicht eine alte Mutter, die, wenn sie auch nicht mehr so gut sah, sicherlich doch an allen möglichen Kleinigkeiten ihren Sohn erkannt hätte oder eben einen, der es nicht war; nein, das wäre doch unmöglich gewesen, glaube ich, zumal ich zu jener Zeit noch keine Übung darin hatte, Miguel zu sein. Es war aber nicht so, daß es nicht einmal ein Zweifeln gegeben hätte. Nach einigen Tagen kam ein Freund zu mir, vielleicht ein sehr guter Freund, jedenfalls, nachdem ich ihn besser kennengelernt hatte, fiel es nicht schwer, mir vorzustellen, daß Miguel ihn gern gehabt hatte. Aber wie er mich das erste Mal sah, nachdem er geklopft und ich ihm geöffnet hatte, und ich ihm unbestimmt höflich zunickte, da ich nicht wußte, wer er war und in welchem Verhältnis ich zu ihm stand, ging doch eine kleine Verlegenheit über sein Gesicht und ein Grübeln; aber ich trug die Kleider Miguels, und hatte noch das Mehl im Gesicht von der Arbeit in der Bäckerei. Und ich sagte, weil er schwieg, ich habe einen Wein im Keller, gerade bin ich fertig mit der Arbeit und will trinken, aber nicht allein, so kommst du mir gerade recht. Und da lachte er und war überzeugt und ließ es zu, daß ich den Arm um seine Schulter legte und ihn hinein führte; ich mußte ja doch Miguel sein, denn sicherlich bittet man keine Gäste in eines andern Mannes Haus. Und von da an wurde mir alles sehr leicht. Wenn vielleicht meinem Auftreten in der ersten Zeit noch die Sicherheit gefehlt hatte, so hatte sie sich doch bald eingestellt, denn das Leben im Dorf, ich wußte es ja, vollzog sich mit der äußersten Regelmäßigkeit und auch Miguel hatte sehr regelmäßig gelebt, und so wußte ich schon nach einigen Wochen, wer mich mittwochs um fünf am Nachmittag besuchen kam, und wo ich jeden zweiten Sonntag abend verabredet war zum Kartenspielen. Im übrigen war an dieser Einteilung nichts

auszusetzen, Miguel hatte es gut verstanden, sich die häusliche Ruhe und das lustige Beisammensein in der Waage zu halten, und nur einige kleine Änderungen waren nötig, die ich freilich nach und nach nur vornahm. Und so ging alles seinen Gang.

...

Eine Weile schon bemerke ich, daß etwas vor sich geht. Wenn ich am Morgen meiner Arbeit nachgehe und fleißig bin, ist alles gut, sicher, ich trage die Müdigkeit in meinem Gesicht, an den kurzen Schlaf gewöhnt man sich nun einmal nie in letzter Konsequenz, wie lange man es auch versucht, aber dann ist es doch schön, mit seinen Dingen eine Weile ganz allein zu sein, mit den Gefäßen und den Blechen und dem großen Ofen, während es draußen still und dunkel ist und alles noch schläft. Aber wenn der Teig fertig ist und ich nur noch warten muß, bis die Brötchen aufgegangen sind, und auch danach, nachdem ich sie herausgezogen habe und zunächst vor dem Ofen zum Abkühlen lasse, bevor dann die ersten Leute in meinen Laden kommen, habe ich eine Weile Zeit um zu sitzen und nachzudenken, und dabei kommen mir Erinnerungen, von denen ich nicht weiß, wem sie gehören. Aber ist es denn verwunderlich, ich bin doch schon seit vielen Jahren Miguel, der Bäckermeister, und manchmal frage ich mich, ob ich es nicht immer gewesen bin. Ich fühle mich wohl in meinem Haus und weiß, wo alles seinen Platz hat, auch ohne Licht finde ich mich leicht zurecht, ich bin angesehen und auch beliebt im Dorf, ich habe einige gute Freunde, denen ich vertraue, und die andern haben wenigstens nichts gegen mich. Und sicherlich habe ich doch auch nichts Schlechteres verdient.

Dann aber geschieht es wieder, daß ich aufschrecke wie aus einem Traum, und mit einem Mal fällt mir ein, daß ich dies alles, nun, ich möchte nicht sagen, erschlichen habe, denn das würde sicherlich des vielen Mühens nichts gerecht, das ich gerade in der ersten Zeit auf mich nahm; und tat ich es denn nur für mich? Es war doch nötig für das ganze Dorf, daß immer jemand da war, der die Brötchen verkaufte. Das denke ich mir und komme wieder zur Ruhe, ohnehin weiß ich ja, wenn ich nur einmal ernsthaft darüber nachdenke, daß es nicht stimmen kann, daß es nicht möglich ist, daß niemand etwas gemerkt hätte, daß es niemandem aufgefallen wäre, wenn mit einem Male ein anderer sich für Miguel den Bäckermeister ausgegeben hätte. Dann lache ich über mein frühmorgendliches Beklommensein, das auch immer seltener wird.

Eigentlich, denke ich mir, als ich eines Abends die Zeitung aufschlage, kann ich doch sehr zufrieden sein. Ja sicher, ganz jung bin ich nicht mehr, aber auch noch nicht alt, die Arbeit macht mir noch Freude, und die Zeitung lese ich nur, um mich zu zerstreuen, und nicht weil ich politische Sorgen habe. Da gibt es ja immer noch so viele, denke ich und schüttele den Kopf, hier steht es auch wieder. Diesmal, lese ich, geht es um den Schriftsteller Felipe Eduardo Castro, der vor einiger Zeit nach einer langjährigen Haftstrafe das Land verlassen hatte und nun in Belgien ein neues Buch herausgebracht hat, das ohne große Umstände mit einem wichtigen belgischen Literaturpreis ausgezeichnet worden ist. Eigentlich ist es schade, denke ich, daß wir so viele hinausgeworfen haben, und manche vielleicht ohne Grund. Bald sind die besten alle weg und keiner ist mehr hier, der gute Bücher schreibt. Aber was kümmert's mich, ich habe ja doch zum Lesen keine Zeit. Ich lege die Zeitung auf den Nachttisch, stelle den Wecker und lege mich ins Bett, damit ich am nächsten Morgen ausgeschlafen bin, wenn ich die Brötchen backe.

jankovs bude.

Von Anna Siebert

Der Tag, an dem wir Jankovs Bude ausräumen, ist ein Dienstag. Obwohl ich Jankov nicht kenne, sind meine Mutter und ich erstaunlicherweise seine einzigen Verwandten. Jankovs Bude ist ein Appartement irgendwo in der Innenstadt, siebenundzwanzig rote Ampeln und achtunddreißig Querstraßen von unserer Wohnung entfernt. Ich habe Jankov noch nie gesehen. Mit dem Auto ist die Fahrt durch die Stadt eher der eines behäbig schaukelnden Schiffes ähnlich. Grellglänzender Stahl überall in den Gassen reflektiert die wabernde Hitze, die die schmutzibraunen Häuserfassaden abstrahlen. Der Verkehr schwimmt in zähen Sommerwogen unter dem Himmel, der, antennenweise in Stücke geschnitten, blau und nichtssagend zwischen mürrischen Dächern hängt. Im Fahren denke ich darüber nach, daß der Blick des Städters, mein Blick, nur ungefähr zehn Prozent Himmel erfaßt, frage mich, was das bedeutet. Bäume und Rasenflächen haben sich im Laufe der Jahre mit der Präzision eines Kostümbildners an ihre Umgebung angepaßt, verstecken außerirdisch fremd anmutendes Grün unter den staubbraunen Exkrementen der atmenden Stadt.

Weil der Himmel nicht einstauben kann, hält er sich bedeckt.

Sperlinge, Stare, Amseln, einst Stimme und Herz der Lüfte, geifern auf Gehwegen und Plätzen kreischend und schrill nach den achtlos hingeworfenen Brotkrumen Passierender. Der Wagen vor uns läßt eine lärmende Schulklasse die breite Straße überqueren.

Der Himmel sagt nichts, er hat die Sprache verloren.

Meine Mutter und ich reden die ganze Fahrt über nicht miteinander. Nicht aus Ärger, sondern weil wir nichts wüßten, über das wir uns unterhalten könnten. Jankov ist tot, denke ich, und der Gedanke klingt irgendwie seltsam, als wäre mir das bis jetzt gar nicht bewußt gewesen. Jankov ist tot, das fühlt sich so fremd und unwirklich an. Jemand, den ich niemals kannte, stirbt und fehlt, sollte fehlen – wem?

Aus dem Autofenster heraus ist der Himmel mittlerweile gar nicht mehr zu erkennen. Ich öffne das Fenster, um Frischluft herein zu lassen, vor uns schmilzt der Verkehrsstrom zu einem zähfließenden Magmagemisch aus Blech, Stahl und Schweiß zusammen. Draußen ist es beinahe so heiß wie im Wagen und einer plötzlichen Regung folgend halte ich den Arm aus dem Fenster, als versuchte ich, nach dem Fahrtwind zu greifen. Vergeblich.

»Jan Jankov« steht in verblichenen Serifenlettern auf dem Klingelschild. Meine Mutter und ich tragen leere Umzugskartons sieben Stockwerke nach oben. Ich stoße die angelehnte Haustür mit der flachen Hand auf. Dämmrige Wärme, der Geruch nach abgestandenem Fußbodenbelag und Staub, so viel Staub, stülpen sich mir über wie eine zweite Haut. Für einen Moment meine ich, ersticken zu müssen. Die engen Wände der Wohnung drängen sich aneinander, drohen, mich zu erdrücken. Überall stehen Regale voller Plunder, die Decke so nah, daß ich mir vorstelle, mich aufzurichten, mit dem Kopf durch die Enge der Deckenplatten, das Dach zu stoßen, dem Himmel entgegen. »Um Himmels Willen, hast du das ganze Zeug gesehen?«, fragt meine Mutter aus einem, irgendeinem Winkel der Wohnung. In Jankovs Bude zweigen die Zimmer zellenartig vom Flur ab,

links Bad, Schlafzimmer, Stube, rechts Küche und Vorratskammer. Meine Mutter hat sich ein Tuch um das Haar gebunden und reißt einen ozeanblauen Sack nach dem anderen von der Rolle ab. Zwischen ihren Augen hat sich feiner Staub in die Falten der Haut gesetzt. Die Wohnung steht voller Schränke, Kiefern-, Eichen-, Buchenholz; alles steht durcheinander, nebeneinander, aufeinander. Ledergebundene Gedichtbände neben Groschenromanen, eingeweckte Pflaumen, deren Gesichter eingefallen aussehen wie Großväter auf Stapeln alter Zeitschriften aus aller Welt. Ein rostiger Schiffsanker lehnt an der Tür zum Schlafzimmer und träumt dornröschengleich schlafend von der lichtgefluteten Weite endloser Ozeane. Zigarrenschachteln, alte Münzen, Tonkrüge, Vasen, getrocknete Veilchen, Silberbesteck, eine Staffelei, längst vergilbte Jahreskalender, U-Bahn-Fahrkarten, Schlüssel, ein dreibeiniges Schaukelpferd – über dem blinden Komodenspiegel kokettiert ein Strohhut fransig mit den spärlichen Lichtstrahlen, die wie seltene Gäste zaghaft durch trübe Fensterscheiben lugen.

Jankovs Wohnung ist ein riesiges Museum auf dem Kopf einer Stecknadel. Zwischen Bergen von Gartenzeitschriften grabe ich einen verstaubten Globus aus – auf dem gibt es ein russisches und ein osmanisches Reich und einen Staat namens Abessinien. Meine Mutter knotet einen weiteren Sack zu, stellt ihn zu den vielen anderen in den Flur und ich frage mich, ob Jankov auch manchmal in seiner eigenen Wohnung zu ersticken glaubte. Irgendwo zwischen mit Regalwänden und grauen Fotografien gepflasterten Wänden kommt eine tickende Uhr aus dem Takt. In Jankovs Wohnung gehen die Fenster zur Straße, sie lassen sich nur ankippen, und draußen liegt die Hitze ebenso grau und schwer über der atemlosen Stadt wie in Jankovs Räumen.

Meine Mutter ist zum Arbeiten in die Stadt gekommen. Aufgewachsen in dörflicher Einöde wußte sie, wie eine Kuh zu melken ist, wo man die besten Walderdbeeren findet, und haßte das. »Was, das?«, habe ich meine Mutter einmal gefragt. »Alles. Das Dorf, den Hof, das Land. Die Menschen«, sagte sie. Meine Mutter ist dem Gerede entflohen, dem Vater, der sie verheiraten wollte mit dem Familienbetrieb, sie wollte Sängerin, Kunstmalerin, Krankenschwester werden, berühmt, raus, irgendetwas, und strudelte in den gefräßigen Schlund der Großstadt hinein.

Sie steht in Jankovs Küche und trinkt Wasser aus einer großen Kunststoffflasche, sie wirkt erschöpft und müde und auf eine seltsame Weise alt. »Wenigstens liegt es zentral«, sagt sie und deutet mit einem Kopfnicken ins Nichts. »Wie ein einziger Mensch nur so viel Zeug ansammeln kann ...« Meine Mutter seufzt und trägt den letzten Sack nach draußen. Wie lange sind wir schon hier? Ich weiß es nicht.

Als ich wieder im Flur stehe – es ist jetzt bedeutend leerer hier –, fällt mein Blick auf den einzigen verlorenen Zettel an der improvisierten Pinnwand. Jemand – Jankov? – hat eine Adresse daraufgeschrieben, die Schrift malt kleine, gerade, sehr ordentliche Linien und beinahe hätte ich den Schlüssel, der von einer ledernen Schnur ebenfalls an der Pinnwand hängt, übersehen. »Was ist das?«, frage ich meine Mutter, doch die ist bereits die Treppe runter mit den Säcken, einigen. Ich weiß, daß sie es nicht wissen wird, daß sie es vielleicht,

wahrscheinlich, gar nicht wissen will, daß sie genug hat. Genug von all den leblosen Dingen, die verlorene Worte aus staubigen Regalfächern und Schubladen wispern. Genug von der Botschaft, die Jankovs Bude mantraartig ausstrahlt und die hier so erschreckend realistisch, glaubwürdig beinahe scheint. Daß es nämlich innen meist genauso grau ist wie außen. Oder andersherum. Ich weiß es nicht. Weiß nicht, ob das am Ende wirklich einen Unterschied macht.

Am Mittwoch fahre ich allein durch die Stadt. Die Nacht hat keine Kühle, keine Erleichterung gebracht; erbarmungslos tanzt Sonnenstaub über den brennenden Stadtstrudel und ich irre durch flirrende Straßen und Gassen. Jankovs Adresse gehört zu einem hohen Haus mit neunzehn Stockwerken. Wie die Nadel einer Sonnenuhr ragt es aus der Innenstadt heraus, als deute es auf irgendeinen Punkt am blassen Himmel. Der Portier wirft mir einen seltsamen Blick zu, als ich nach Jankov frage, ich zeige den Schlüssel. »Immer hoch«, sagt er und deutet auf den Treppenschacht, dessen Dunkel langfingrige Schatten auf die schmutzigen Wände zeichnet. Während meine Schritte die Höhenmeter in sich hineinfressen, frage ich mich, was ich eigentlich erwarte, was ich suche. Ich finde keine Antwort. Ganz oben, am Ende der Treppe taucht eine bucklige Holztür aus dem Nichts auf.

Meine Finger suchen in der Hosentasche nach dem Schlüssel, der findet ein Vorhängeschloß, silbrig glänzend, ich weiß nicht warum, aber in diesem Moment bin ich mir sicher, irgendetwas gefunden zu haben. Etwas, was ich unbewußt immer gesucht und doch nie vermißt habe, in diesem Moment, den das Schloß braucht aufzuspringen, ohne ich das. Drehen, Klacken, Knarzen – das Hinterdertür zieht mich wie ein Magnet, läßt mich ohne Grund stolpern, taumeln.

Ich taumle ins Freie.

Auf kaum fünfzehn Quadratmetern Hochhausdach nicken Gräser, Vergißmeinnicht und Gänseblümchen mit den Köpfen, der Sonne entgegen. Drei säuberlich angelegte Gemüsebeete fügen sich ordentlich in die Feldsteinovale, aus deren Ritzen für einen kurzen Moment noch der vorwitzige Kopf einer Eidechse hervorblinzelt. Obstbüsche und buntblühende Bäumchen in großen Blumentöpfen verbergen die filigranen Nestgeflechte dutzender Vögel und eine weißgestrichene Parkbank dirigiert ein Kletterrosengeflecht um sich herum. Goldschimmern der Sonnenflecken auf dem Rasen, meine Füße gleiten wie von selbst aus den schwarzen Schuhen, alles scheint ungeheuer unwirklich. Schwalben treiben auf zartgliedrigen Luftstößen vorbei – fünfzehn Quadratmeter dauern sechs Schritte –, meine Hände greifen das kühle Metall der Dachumzäunung, im Rücken den Zauber. Jankovs Zauber. Ich stehe auf dem Dach des Hochhauses, neunzehn Stockwerke, der Zeiger einer Sonnenuhr. Ich stehe und unter mir glüht, brennt so fern der heiße Atem der Stadt.

Manchmal träume ich, daß sich Gassen und Straßen netzartig um mich herum zusammenziehen. Mir träumt, Häuser wüchsen, Pilzen gleich, aus dem Boden, wüchsen in den Himmel, wüchsen gegeneinander und schlössen sich um mich. Manchmal träume ich, wie ich im Strudel versinke, erstickte am toten Atem der Stadt, bewegungslos eingezwängt im steinernen Grab. In diesem Moment, frisches Gras unter den Füßen, hoch über der in der Ferne verstummten Stadt, vermisse ich Jankov das erste Mal. Jankov ist tot, denke ich, und mir fehlt, was ich nie besaß. Ich fühle mich gefangen, wie meine Mutter, in einem Traum, den ich zu träumen vergaß, und um mich herum verstummt die Welt. Der Tag, an dem ich Jankovs Garten finde, ist ein Mittwoch und über mir ist nichts als das leuchtende Blau des Himmels.

treppengeflüster.

Jurypreis

Von Ann-Kathrin Roth

Ich wußte, es war eine Frage der Zeit, sagt der Casting-Star. Eine Wiederauferstehung darf nicht länger als drei Tage dauern.

Komm mal mit. Ich will dir was zeigen.

Komm rein. Sieh dich um. Der Raum ist groß, und die geschwungene Treppe ist alt. So alt wie die hohe Decke, nach der sie sich streckt und die sie niemals erreichen wird. Halt das Bild fest. Kannst du das? Ich weiß, dein photographisches Gedächtnis ist der Chip im Technikmantel deiner Digitalkamera. You got a one-chip-mind, und Drähte in rot und blau connecting your ears. Es wird schon gehen.

Was ich dir zeigen wollte. Du weißt schon. Die Nummern wollte ich dir zeigen. Weil sie schön sind, neurotisch romantisch und verbeult und verbogen und ich dachte, vielleicht gefällt dir das. Vielleicht gefällt es dir genug, daß du mir gehörst, bis der Schlag, der Schlag der Zuschlag der Tür, bis er aussetzt.

Die Nummern stehen Schlange auf der Treppe. Eine Tür als Ziel jenseits der Stufen. Sie hat zwei große Flügel und in den linken ist eine kleinere Tür gesägt, eine Katzenklappe, mansized, die zweimal zuschlägt, wenn eine Nummer den Raum hinter der Tür verläßt und die nächste hineingeht. Nummern halten sich nicht gegenseitig Türen auf. Übergabe des Staffelhölzchen erst auf der ersten Stufe. Ready, Set, Show.

Nummer 53 legt eine Hand auf das breite Holzgeländer und wippt von den Fußballen auf die Zehenspitzen wie eine Ballerina. Sie hofft, daß am Ende 53 die Nummer sein wird, die zählt.

Today's the day, hat sie heute morgen zu ihrer Mutter gesagt (bitte frag nicht, frag mich nicht, es ist ein Spiel, wenn du fragst, verlieren wir beide) und die Mutter hat die Besteckschublade mit der Hüfte geschlossen und gesagt: Ich verstehe dich nicht.

Nummer 53 legt ein Bein auf das Treppengeländer und schmiegt eine Wange an die Wade.

Alles was du sagst ist Casting, Styling, Photo-Opportunity, hat die Mutter gesagt. Ich hab dir so viele schöne Worte beigebracht, als du in deinem Kinderstühlchen gesessen und dir den Brei in die Haare geschmiert hast. Warum benutzt du sie nicht?

Sorry, ich muß los. Bye, Mum.

Die Treppenstufen sind eng, enger, je weiter links man steht, und beim Beinwechsel rutscht Nummer 53 von der Kante. Jemand fängt sie auf, jemand mit dunklen Haaren an den Unterarmen und einer Brandblase auf der Innenseite des kleinen Fingers. Die Brandblase platzt auf und hinterläßt einen nassen Fleck auf dem Top von Nummer 53.

Tut mir leid.

Was denn?

Daß ich meine Sekrete auf deinem Oberteil verteilt habe.

Nummer 53 leckt ihren Zeigefinger und drückt ihn auf die Stelle, an der sie unter dem dunklen Stoff seines Shirts eine Brustwarze vermutet, gleich unter dem Klebeschild mit den Ziffern fünf und vier. Jetzt sind wir quitt.

Solange du nicht fragst, kann ich dir mehr Geschichten erzählen. Also frag mich bitte nicht, ich bin noch nicht fertig.

Siehst du die Menschen mit den Kameras und den Schaumstoffknüppelmikrofonen? Ausgebildete Emotionsspürhunde.

Erzähl uns eine Geschichte, sagen sie. Über deine Kindheit.

Und es ist nicht fair, denkt Nummer 505, daß Großeltern die besten Geschichten erzählen, nur weil sie den Krieg überlebt haben.

In unserem Dorf, möchte Nummer 505 sagen, gab es einen Löschwasserteich, in dem wir Kinder badeten, und die Soldaten auf dem Rückzug von der Front warfen ihre Waffen hinein, bis die Gewehrläufe wie Äste aus dem Wasser ragten. Wir fischten die Munition mit Angeln aus dem Teich. In diesem Jahr hat mein Bruder mir sein Fahrrad geschenkt, weil man Beine braucht, um in die Pedale zu treten.

Als ich klein war, sagt 505, bin ich sonntagmorgens früh aufgestanden, wegen der Cartoons. Die Cartoons wurden abgesetzt, da bin ich nicht mehr aufgestanden. Sechs Tage sind genug, er fehlt mir fast gar nicht, der Sonntag fehlt mir nicht, meine ich.

Die Reporterin sieht sie an. Das ist schön, sagt sie, sehr niedlich, kannst du singen oder irgendwas Interessantes?

I want to be the black space between stars.

Ein schlechter Satz für eine Klotür. Zu wenig Innuendo. Langweilig.

Nummer 342 hat ihn gelesen, als er, auf dem geschlossenen Klodeckel sitzend, mit einer weiblichen Nummer vor sich auf den Knien, den Kopf in den Nacken lehnte, um ein Stöhnen aus seiner Brust zu lassen. Der Satz stand ganz oben, fast schon auf der Kante der Tür. Nummer 342 hat wieder nach unten gesehen und der Blondine, die ihm mit einer Pinzette die Haare aus der Brust riß, hing der eingestochene Satz I want to be a star von den Schlüsselbeinen wie ein Collier.

I want to be a star.

I want to be a black space.

Treppengeflüster:

Ich veranstalte heute selbst ein Casting. Ich caste einen Ersatz für meine Putzfrau und dann caste ich den Nachbarsjungen für die Rolle des neuen Liebhabers. Aber ich denke, der Postbote wird es werden. Der Postbote oder die Putzfrau.

Früher war es einfacher. Als man noch eine feste Rolle hatte. Seit das Casting wichtiger ist als der Film, weiß man nicht mehr, was man sein soll. Casting killed the video star. Wir machen uns da drin zum Affen und am Ende ist es ein Buchhalter, den sie suchen.

Kannst du meine Hände halten? Ich darf mir nicht die Augen reiben. Sie werden so lichtmüde unter den Scheinwerfern. Der Abdeckstift ist nicht tränenfest. Augenringe passen nicht zu Lidschatten.

Bist du bereit? Mit der nächsten Nummer schleichen wir uns durch die Tür.

Hinter der Tür ist ein Raum und in dem Raum sind alle scheinwerferblind. Nur die Kameralinsen nehmen mehr wahr als Licht und Schmerz. Die Nummern können die Jury nicht sehen, die Jury sieht die Nummern nur auf Monitoren. Hundert Monitore für hundert Kameras. Nur der Schall durchbricht die Lichtmauer.

Hier, nimm die Sonnenbrille. Ich kann dir nichts zeigen, wenn du nicht siehst. Wie gut, daß du mich hast.

Hinter der Lichtmauer sitzt die Jury an ihrem Tisch. Die Monitore sind in die Tischplatte eingelassen. Siehst du den Mann, der da in der Ecke sitzt? Der mit dem langen weißen Bart und dem Notizblock? Das ist ein Wissenschaftler. Er untersucht die Frage, ob Castingshows die Evolution ersetzen. Er schläft.

Den Auftritt der Nummer überspringen wir, man sieht so viele Nummern, die Shakespeare rückwärts rappen und dabei mit vollen Weingläsern jonglieren.

Das war scheiße, sagt der Juror ganz links, mein Katze at home mit drei Beine could have done better.

Eigentlich ist er Bayer und hat das Englisch-Deutsch-Kauderwelsch an der Volkshochschule gelernt, Kurs Castingdeutsch. To cast heißt werfen, und sein Job ist, alles wegzucasten, bis am Ende irgendwas übrig bleibt. Wichtig ist, auf der richtigen Seite der Lichtmauer zu bleiben.

Du bist ein Verschwendung von space and oxygen. Get out.

Rumms. Schlägt die Tür hinter der Nummer zu. Rumms. Die nächste Nummer imitiert Mariah Carrey und versucht dabei, gut auszusehen. Die zwei männlichen Juroren beugen sich tiefer über den Monitortisch. Bam! Die zwei Türflügel knallen unter Scheinwerferklirren in den Raum. Wanna-be-Mariah quietscht, der Evolutionsforscher wird wach, die Jury versteckt sich unterm Tisch. Komm mit, hier in der Ecke passiert dir nichts. Nummern stürmen den Raum, die Zahlen auf den Klebeschildern auf der Brust geschwärzt. Sie werfen die Scheinwerfer um, reißen die Lichtmauer ein, zerren die Juroren unterm Tisch hervor und kleben ihnen Klebeschilder über die Münder. Frauen tanzen mit Highheels auf dem Monitortisch, bis Glas knirscht. Drei Männer schmieren schwarze Farbe an die Wände, jemand hat sich ein Mikro gekrallt und singt We will rock you. Dann sind sie wieder weg.

I want to be a black space steht schwarz an der Wand.

Hör auf zu zittern, es ist vorbei. Gib's zu, es hat dir gefallen. Die Castingrevolution war fällig und du warst dabei und ...

Hey, was war das? Revolutionsromantik? Schon gut, du weißt, ich liebe dich. Ich wünsche mir, daß du mich auch liebst.

Nur eins mußt du wissen:
Ich habe das Drehbuch geschrieben. Und ich habe die Revolution gecastet.

die tänzerin.

Schülerpreis

Von Judith Bernet

Goldenes, verstaubtes Licht,
erfüllt die schwarze Bühne.
Noch still. Verharret. Bewegt sich nicht,
doch fliegt beim ersten Tone.

Blutrot weht ihr Haar im Wind,
gespannt der ganze Körper,
sie lächelt, glücklich, wie ein Kind,
und spricht auch ohne Wörter.

Die Augen wasserblau und sanft,
voll Wagemut der Blick,
sie tanzt voll stiller, leichter Kraft,
und leicht fließt jeder Schritt.

Ihr Kleid sie kühlt, im Takt umspült,
der Harfentöne Glanz,
das Weiß die warmen Töne kühlt,
in fließend heißem Tanz.

Bald wirbelt sie, bald fliegt sie weit,
dann wird sie wieder still,
sie ist ein Vogel in der Zeit,
weil auch die Zeit verharren will.

Sie ist ein Spiel, wenn man sie sieht,
und spielt mit ihren Schauern,
denn in Musik sie weiter flieht,
Lächeln. Nie Bedauern.

Sie ist nur ein Moment von vielen,
der lächelnd weiterzieht,
Momente, die nur mit uns spielen,
wenn ungesehen die Zeit verfliegt.

Momente können niemals stehen,
sie können Lächeln geben,
so laß uns, wenn sie schließlich gehen,
lächelnd weiterleben.

Und ist die Bühne sonst auch leer,
bewundere und freue,
denn auf Tänzer folgen mehr,
und auf Momente neue.

tintenklecksendes säkulum.

Von Riccarda Kiel

Schule, Klassenraum, Unterrichtsstunde

R.: »Ich schäme mich für meine Dummheit.«

M.: »Unsinn, du kannst kluge Matheaufgaben lösen.«

R.: »Darauf zähle ich nichts. Ich weiß gar nichts. Wo ich doch jeden Tag Menschen vor mir stehen habe, die mir etwas beibringen wollen.«

M.: »Warum willst du überhaupt was wissen? Um klug zu sein? Im Gespräch mit andern? Um deinen Kindern einmal etwas beizubringen? Niemand geht in die Schule, weil er etwas wissen will, sondern um die Voraussetzung für einen Beruf zu erlangen, den sie brauchen, um sich finanziell abzusichern.«

R.: »Ja, paß auf. Denk das jetzt mal weiter. Nenn mir einen von den fünfhundert Schülern, der hier sitzen will. Ich sage dir, jeder wird woanders hinwollen.«

M.: »Und? Du könntest sie genauso gut in einen Bus setzen, der ins Theater fährt, und alle würden am liebsten aussteigen. Und weißt du, wo sie sich hinwünschen? Nach Hause, lustig Computer spielen.«

R.: »Sicher. Und ich sag dir jetzt mal was. Ich bin bisher kaum klugen Menschen begegnet und ich habe mich satt gesehen an den Menschen hier. Momentan steht mir der Sinn, mit einem Schwarm Pelikanen nach New York zu reisen und dort auf dreckigen Bars zu tanzen. Und morgen wäre ich gerne eine Schwester im Ursulinenkloster, die kleine Kinder in den Schlaf singt.

Verstehst du, was es heißt, jung zu sein? Verstehst du, was es heißt, Entscheidungen für uns zu treffen, die vorschreiben, was wir wie lange zu lernen und zu wissen haben? Paß auf, wie wir hier behandelt werden. Hör zu, wie sie mit uns reden. Sieh dir an, wie wir vor ihnen sitzen. Da stehen acht mal fünfundvierzig Minuten Menschen vor fünfundzwanzig Jugendlichen, die zuhören, jeden Tag, und ihnen fällt nichts Besseres ein, als das da? Ist es überhaupt ein Ziel, aus uns aufrechte und kluge Menschen zu machen? Ist es wirklich dreist, laut zu sagen, daß hier unsere Zeit verschwendet wird?

Es wird hier soweit gebracht, daß wir für eine Woche wissen, daß die Resorption durch die Darmwand ein aktiver Stofftransport ist, bei dem Energie verbraucht wird und der durch Carrier-Proteine realisiert wird, aber wo Kapstadt liegt, das zu wissen, wär' wohl fein. Es ist nicht dreist, weil es nur allzu oft festgestellt wird.

Das einzige, was mich mit großer Freude erfüllt, ist, daß es nun Monate sind, die ich zählen kann. Ich zähle Monate in meinem Leben. Ich teile ein Gefühl mit allen Menschen dieser Welt, die schon mal Monate gezählt haben.

Und jetzt will ich meinen eigenen Weg finden, und worauf stoße ich, ich R.? Auf eine immer größer werdende Lust, mich selbst kennenzulernen. Und wie habe ich das vor? Indem ich die Perlen der Weltliteratur verspeise. Nur habe ich dabei das Gefühl, daß dieser sehnlichste Wunsch nichts mehr als eine

Sehnsucht bleiben kann. Als könnte ich niemals alles nachholen und begreifen. Oh, glaub mir, ich werde alles daran setzen, zu lernen. Ich will die großen Menschen vor mir deuten und dabei mich selbst umschreiben. Nun habe ich die letzten zwölf Jahre mit Lernen verbracht, und was sehe ich? Daß es mich, abgesehen vom Lesen lernen, kein Stück auf diesem Weg vorangebracht hat. Es tut mir leid, aber ich kann für all das unnütze Wissen keinen Respekt aufbringen. Intelligenz hat nun wirklich nichts mit dem Faktenwissen, dem zeitraubenden Auswendiglernen zu tun, oder? Oder, was? Bin ich doof, seid ihr klug? Geht's mir schlecht oder gut? Das treibt mich in den Wahnsinn!

Weißt du was, in finanzieller Sicherheit zu leben, diesen Luxus habe ich eigentlich längst abgelegt, ich würde nur das Nötigste beschaffen und von der Hand leben.

Ich werde arm wie eine Kirchenmaus, weil mir kein Beruf Sinn zu machen scheint. Ja, guck nicht so. Weißt du, was ich nicht verstehen kann? Ich kann nicht verstehen, warum man nicht nach seinen eigenen Vorstellungen leben kann, solange man nicht stiehlt oder tötet. Arzt, ja, Arzt scheint mir ein nobler Beruf. Doch wie könnte ich mir so was zutrauen? Er bringt doch allzu viel Schrecken mit sich. Herrgott, ich muß raus hier. Manchmal glaube ich echt, in diesen Klassenräumen kann man kaum atmen. Als wären Gedanken, die man nicht unter freiem Himmel hat, nicht wahrhaftig.

Mir kommt es vor, als hätte ich die kindliche Leichtigkeit hinter mir gelassen und wäre in nächster Zeit nicht fähig, sie mir zurückzuholen. Deshalb schäme ich mich auch ein bißchen. Vielleicht sollte ich deswegen mal bei Gott nachfragen.

Überhaupt denke ich, wäre es klug, bei Gott anzufangen. Siehst du, ich muß von ganz vorne beginnen. Obwohl ich zwölf Jahre in einer Institution verbracht habe, die mir eine Hilfestellung hätte sein sollen.«

M.: »Himmel ja, dann fang halt an. Du hast Ohren, die hören. Augen, die sehen. Mir soll's recht sein, was du mit ihnen anfängst. Im Grunde gehst du doch weiter zur Schule oder etwa nicht?«

R.: »Was für eine Frage.«

M.: »Ja, was für eine Frage.«

Lehrer: »R. und M.! Jetzt haltet endlich eure Klappe. Bei der nächsten Leistungskontrolle ist das Geschrei wieder groß.«

R.: »Finger in die Wunde.«

nur für uns.

Von Romina Schmidt

Ich wünschte, die Polizeiwagen wären Kulissen aus einem Film. Ich wünschte, die vielen Leute, die sich alle um eine Person drängen, wären schlecht bezahlte Komparsen. Ich wünschte, die Person, die sich jetzt durch die Menschen drängelt, wäre eine berühmte Schauspielerin in ihrem nächsten Film. Ich wünschte, irgendwer wäre es. Nur nicht ich. Hastig quetsche ich mich durch die Menge. Bis ich ihn erreicht habe. Ich springe auf ihn zu und fasse ihn an den Schultern. Meine Blicke finden seine lodernden Augen. Er bereut nichts, das sehe ich sofort. »Warum!« Ich schreie ihn an. »Warum tust du mir das an?« Doch der Mund meines Ex-Freundes bleibt verschlossen. Tränen rinnen meine Wangen hinab. Ich zittere am ganzen Körper, als eine junge Polizistin kommt, mich am Arm packt und einige Meter weg zieht. Zu dem Tuch. Dem Körper in dem Tuch. Ich schüttle den Kopf, ich will das nicht jetzt sehen. Ich will es gar nicht sehen. Doch sie redet auf mich ein, immer und immer wieder, bis ihre Worte mich erreichen. »Du schaffst das.« Nur widerwillig lasse ich mich führen. Dann stehen wir neben dem weißen Tuch. Langsam lasse ich mich auf die Knie sinken. Die Polizistin stellt sich auf die andere Seite. Sie schlägt einen Teil des Tuches zurück und ich atme scharf die Luft ein. Marcus, mein bester Freund, sieht aus, als würde er schlafen. In seinem Gesicht ist nichts von dem zu sehen, was seinen restlichen Körper bedecken muß. Er sieht nicht aus, als wäre siebenmal mit einem Messer auf ihn eingestochen worden. Zitternd strecke ich eine Hand aus und berühre seine Wange. Er ist kalt, aber es erschrickt mich nicht so sehr. Es war nur ein Beweis für das, was ich wußte. Mein bester Freund ist tot. Erstochen von meinem Ex-Freund.

Wenn ich an die letzten Monate zurückdenke, erscheint es mir beinahe logisch, daß etwas passiert. Aber ich hätte mir nie ausmalen können, daß so etwas Scheußliches geschieht. Ich weiß noch genau, wann es begann. An meinem 17. Geburtstag. Vor 4 Monaten. Ich hatte nicht viele Leute eingeladen. Zwei Mädchen, meinen Freund Josh natürlich und meinen besten Freund Marcus, den ich schon kenne, seit ich denken kann. Es war eine gute Feier. Wir tranken, alberten herum und hatten viel Spaß. Dann kam irgendwer, ich weiß nicht mehr genau, wer, auf die Idee, Flaschendreihen zu spielen. Und natürlich stimmten wir begeistert zu. Die ersten Runden waren auch gewöhnlich. Die üblichen peinlichen Fragen und sinnlose Aktionen. »In wen bist du verliebt?« oder »Tanze auf der Straße«, nichts von Belang, nur Lustiges. Doch dann zeigte die Flasche auf mich. Gedreht hatte ein Mädchen. Mit einem Grinsen im Gesicht funkelte sie mich an. »Küß Marcus, aber richtig.« Ich lachte. So etwas war nicht schlimm für mich oder Marcus. Wir kannten uns schon so lange, wir hatten uns schon oft geküßt. Ich hatte zwar einen Freund, aber Josh war sehr gut mit Marcus befreundet und wir wußten, es würde ihm nichts ausmachen ... Wie wir uns täuschten. Wir standen beide auf, hielten uns an den Händen und küßten uns. Es war ein schöner Kuß. Voller Freundschaft und Vertrautheit. Nach etlichen Sekunden lösten wir uns wieder und umarmten uns noch. Die Mädels klatschten Beifall. Aber Josh starrte Marcus so intensiv und voller Wut an, daß mir eine Gänsehaut die Arme hoch kroch. Wir setzten uns wieder und das Spiel ging weiter. Aber mir fiel auf, wie angespannt Marcus war. Als die Flasche das nächste Mal auf mich zeigte, er

hatte gedreht, verlangte er, daß ich ihn küssen soll. Als ob etwas dabei wäre. Ich meine, so verliebt, wie wir waren. Doch ich dachte mir nichts dabei.

Zwei Monate später das Nächste. Josh und ich waren im Schwimmbad. Ich wußte, daß auch Marcus da war, er trainierte immer dort mit seinem Schwimmteam, aber ich sagte es Josh nicht. Ich hielt es für besser, denn ich merkte, wie er in den letzten Monaten immer gereizter gegenüber Marcus wurde. Mit Marcus traf ich mich auch immer weniger, nur um Josh nicht zu verärgern ... Auf einer abgetrennten Bahn neben unserer trainierten Marcus und sein Team. Nach einer Weile stieg Marcus aus dem Wasser und ich tat es ihm gleich. Ich wollte ihn natürlich begrüßen. Als er mich sah, begann er zu strahlen. Er umarmte mich kurz. »Hey Mia, wie großartig, dich mal wieder zu sehen. Ich muß sagen, ich habe dich etwas vermißt.« Sein Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an. Ich lächelte: »Ich dich auch, aber ...« Gerade wollte ich ihm sagen, daß ich mich wegen Josh von ihm fernhielt, als ich plötzlich zwei feste Hände auf meinen Schultern spürte. »Laß sie in Frieden, Marcus.« Marcus schaute Josh etwas verwirrt an. »Ich unterhalte mich doch nur mit ihr.« Josh ließ von meinen Schultern ab und trat vor mich. Er war ein ganzes Stückchen größer als Marcus und so, wie er sich vor ihm aufbaute, war es bedrohlich. »Ich sagte, laß sie in Frieden.« »Hey, komm runter«, meinte Marcus, der zwei Schritte zurück getreten war. Doch Josh kam Marcus nur noch näher. Dann, mit einer plötzlichen Bewegung packte er Marcus und schubste ihn ziemlich gewaltsam ins Wasser. »JOSH!«, schrie ich und packte ihn an seinen Schultern, doch er schüttelte mich nur ab. Ich rutschte auf den nassen Fliesen aus und schlug mit dem Kopf auf. Kurz wurde mir schwarz vor Augen und als ich wieder aufschaute, stand Josh nicht mehr am Beckenrand. Langsam rappelte ich mich wieder auf und ging zum Wasser. Dort tobte ein Kampf. Josh versuchte, Marcus mit aller Kraft unter Wasser zu halten. Ich suchte mit Blicken die Leute auf den anderen Bahnen ab. Sie alle nahmen kaum Notiz davon, hielten es für ein spaßiges Gerangel zwischen zwei Freunden. Joshs Gesicht war rot vor Wut und mit viel Kraft hielt er Marcus fest. »Hilfe!« Mein Schrei war kaum zu hören. Doch ich konnte das nicht länger ansehen. »HILFE!« Ein Bademeister kam mit langsamen Schritten auf mich zu. »Was ist denn, Lady.« Ich zeigte mit zitternden Fingern auf das Wasser. Der Mann reagierte sofort. Er sprang in das Wasser und zog Josh beiseite. Sofort kam Marcus prustend nach oben getaucht. Sein Blick war wütend auf Josh gerichtet. »Du Idiot!« Josh wurde von dem Bademeister weiterhin festgehalten. Ich half Marcus aus dem Becken raus. Zusammen verließen wir das Bad. Ich wartete nicht auf Josh. Ich war mir nicht sicher, ob er Marcus wirklich umbringen wollte, aber so sah es aus. Nach diesem Tag war ich kurz davor, Schluß zu machen. Doch Josh säuselte sich wieder ein. Entschuldigte sich sogar scheinheilig bei Marcus, doch dieser nahm es natürlich nicht an. Und auch hier wußte ich im Innersten, ich hätte es beenden sollen. Dann würde Marcus vielleicht noch leben.

Während ich hier an Marcus' Seite sitze, seine kalte Wange streichle und vor mich hin schluchze, höre ich plötzlich Schritte hinter mir und mit einem mal zwei feste Hände auf meinen Schultern. Wie damals im Schwimmbad. Im meinem

Nacken das kalte Gefühl einer Handschelle. Seine Stimme ist ohne Emotionen, als er spricht. »Ich habe es für uns getan, Mia. Nur für uns. Sonst hättest du dich in ihn verliebt.«

Das letzte Ereignis. Letzte Woche. Eine Party von einer gemeinsamen Freundin. Ich vermied mittlerweile Begegnungen zwischen Josh und Marcus. Doch da war es unvermeidlich. Wir waren alle drei eingeladen.

Die Stimmung zwischen ihnen war von Anfang an kritisch. Ich wollte Josh nicht anstacheln, tanzte nur mit ihm und warf Marcus immer wieder entschuldigende Blicke zu. Dann mußte Josh auf die Toilette und ein ruhiges Lied wurde gespielt. Ich stand alleine auf der Tanzfläche, während sich die Pärchen aneinander schmiegt. Dann sah ich Marcus vor mir. Lächelnd hielt er mir eine Hand entgegen. Eine stille Aufforderung zum Tanz. Dankend nahm ich seine Hand. Lehnte mich an ihn und gemeinsam tanzten wir dieses eine Lied. Vielleicht hatten wir uns zu lange in die Augen geguckt. Vielleicht standen wir uns zu nah. Aber wir registrierten beide nicht, wie Josh wiederkam und mit gefährlicher Genauigkeit Marcus ins Gesicht schlug. Marcus taumelte und hielt sich seine Wange. Ich sah Blut aus seinem Mund tröpfeln. Dann ging ich auf Josh los. »Du Idiot! Was tust du da!« Alle hatten aufgehört zu tanzen und beobachteten stumm das Schauspiel. Wieso unternahm keiner was? Ich versuchte, Josh zu schlagen, doch er hielt meine Arme zusammen. Er war zu kräftig. Mit einem plötzlichen Ruck schubste er mich vor sich auf den Boden. Sein Blick war kalt, aber da war noch etwas anderes ... Enttäuschung? Dann verließ er wortlos zwischen geschockten Gesichtern die Party. Die Gastgeberin kam auf mich zu. »Alles in Ordnung?« Ich sagte nichts. Ging zu Marcus, der sich immer noch seine Wange hielt. Er nahm mich bei der Hand und zusammen verließen wir die Party. Ich war Single.

Wir redeten viel über diese Party. Und wir wußten beide, wir halten uns von Josh fern. Er meinte, er hätte schon länger diese Eifersucht von ihm gespürt. Nur ich war blind vor Liebe gewesen. Ich erwiderte nichts darauf. Ich wollte meine eigene Dummheit nicht auch noch bekräftigen.

Heute lauerte Josh in der Pause Marcus auf. An dem abgelegenen Ort des Hofes, wo wir uns beide immer trafen. Marcus hatte früher Pause, Josh war erst gar nicht zum Unterricht gegangen. Als ich an diesem Ort ankam, lag Marcus bereits blutüberströmt auf dem Boden. Josh schaute mich finster, mit erhobenem Messer, an. Dann lief er weg. Und ich brach zusammen.

Die Polizei fand Josh schnell wieder. Sie verhafteten ihn. Die Schule war geschockt. Und ich sitze hier und gestatte dem Mörder meines besten Freundes, seine Hände auf meine Schulter zu legen und mir seine Gründe anzuhören. Ich zittere am ganzen Körper, doch ich schlage seine Hände nicht weg. Die Kraft habe ich nicht. »Ich habe es nur gut gemeint für uns, Mia. Wirklich, nur gut gemeint. Bitte, glaub es mir, vergib mir!« Das Zittern erstarrt. Ich höre seine abscheulichen Worte, unfähig zu begreifen, daß ein Mensch so etwas gut meinen kann. Daß er meinen kann, ich könnte ihm vergeben. Mit einer entschlossenen Bewegung stehe ich auf und schlage ihm ins Gesicht. Jetzt hat meine Wut Kraft.

Das nächste **hEft** erscheint am 1. April 2013

- » Offene Redaktion: 6. Februar 2013
- » hEft-reliert am 29. März 2013
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 22. Februar 2013
- » Kontakt: redaktion@heft-online.de

hEft sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe wird am 30. Januar auf der Webseite (www.heft-online.de) veröffentlicht. Dazu suchen wir **Schreiber/innen**, **Zeichner/innen** und **Fotograf/innen**, die zum Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEft zum Mitnehmen

» **Erfurt** Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tikolor, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Comic Atac, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Café Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, re4-hostel, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang » **Gera** Clubzentrum COMMA » **Gotha** art der stadt » **Greiz** Alte Papierfabrik » **Ilmenau** TU-Campus » **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena » **Meiningen** Kunsthaus » **Nordhausen** studio 44 » **Saalfeld** SRB Offener Kanal » **Weimar** ACC, mon ami

hEfte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

» JESSY ASMUS, Jg. 1987, wohnt in Erfurt und studiert in Weimar Visuelle Kommunikation, dieschwarzegans.wordpress.com » TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen » JUDITH BERNET, Jg. 1996, Schülerin, lebt in Oehrenstock » ANDREAS BUDZIER, Jg. 1984, geboren in Neubrandenburg, Studium Germanistik & Literaturwissenschaft in Erfurt und Greifswald, Mitbegründer der LEA – Lesebühne Erfurter Autoren, Vorsitzender des Highslammer e.V. » FRANK DIEHN, Jg. 1976, quErfurt, fOtoDESiGn & gRAfik, www.frankon.de » PAOLO FUSI, Römer » CAROLINE HEMMANN, zweiundzwanzig Jahre jung, studiert *Basteln* und wird im nächsten Leben Astronaut » REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur u.a. bei Radio Funkwerk, Erfurt » MARIA HUTMACHER, 22 Jahre, mag tiefe Bässe und Licht und Menschen » BÜLENT KACAN, Schriftsteller, lebt und arbeitet in Bielefeld, Preisträger des Sepp Schellhorn Literaturstipendiums 2012 in Goldegg (Österreich), www.kacan.eu » RICCARDA KIEL, 17 Jahre, Schülerin, lebt in Geismar » JULIA KULEWATZ, Jg. 1985, studierte Literaturwissenschaft und Philosophie in Erfurt, Choreografie, Kunst und Fashiondesign in Seoul, schreibt derzeit für das Kulturmagazin Ullim der koreanischen Botschaft in Berlin und arbeitet an ihrem ersten Roman » STEVE KUSSIN, Jg. 1984, studiert Soziologie und Angewandte Ethik in Jena » PETER LAUENSTEINER, Erfurt » PAUL-RUBEN MUNDTHAL, einer von wenigen Mecklenburgern in Erfurt, fotografiert und studiert an der Bauhaus-Uni Weimar Medienkunst, www.ausgangs.tk » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt » ANN-KATHRIN ROTH, 23 Jahre, lebt und studiert in Jena » STEFFEN ROYE, Jg. 1972, Mitglied der Dresdner Autorengruppe TexTour, fotografiert und geht sommers mit der Theatergruppe Spielbrett auf Planwagentour, lebt in Dresden » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.flausen.net » ROMINA SCHMIDT, Jg. 1997, besucht derzeit das von-Bülow Gymnasium Neudietendorf » ANNA SCHÖN, die: professionell programmierte Grafik- und Produktentwicklungsmaschine aus Weimar » ANNA SIEBERT, 19 Jahre, lebt und studiert in Jena » JOHN WEIDE, viel aufm Herzen. Nix aufm Kasten » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin und Illustratorin, Erfurt, www.winklerin.de » KERSTIN WÖLKE, Jg. 1974, Erfurt » JAKOB ZWIEBLER, studiert derzeit Literaturwissenschaft und Philosophie an der Uni Erfurt

